

TONI SCHUMACHER

Anpfiff

Droemer Knaur

**Enthüllungen über den
deutschen Fußball**

Toni Schumacher

Anpfiff

Enthüllungen über den deutschen Fußball

Droemer Knaur

Inhalt

Endspiel	4
Von Harald zu »Toni«	20
Battistons Fall	40
Das Monster von Sevilla	57
Rummenigge: Allein gegen die »Mafia«	74
Mexiko-Story	95
Spritzen und Sex	107
Verletzungstrauma	122
Trampeltier mit Löwenmut	135
Die Nationalmannschaft	155
Bundesliga: Faule Säcke	170
Sport und Millionen	190
Adidas – Puma: Das Elefantenrennen	202
Fußball ist Spektakel	216
Die Presse: Mit Feder und Dachlatte	226
Frührentner-Perspektiven	244

Endspiel

Es ist immer das gleiche.

Da hat man sich wochenlang gegenseitig entweder gemocht oder schief angesehen, unter Spielern und Sportfunktionären.

Gemeinsames Training. Gemeinsame Mahlzeiten und Schlafzimmer.

Anfälle von Wut oder überdrehter Heiterkeit. Spannungen und Reibereien, verursacht durch das ständige Gemeinschaftsleben von ungefähr dreißig Erwachsenen, bei denen ein bißchen (oder auch mehr) Eitelkeit und ein Ego in der Größe eines Möbelwagens ausgesprochene Berufstugenden sind. All das – plötzlich vergessen, weggefeht.

Auf einmal sind wir alle genauso höflich und schüchtern wie Klosterzöglinge. Fehlt nur noch, daß wir uns auf einmal siezen! Wir werden füreinander wieder Fremde. Nein. Noch mehr. Wir werden uns selber fremd.

Vor dem Nobelhotel in Mexico City, beim Einsteigen in den Bus, haben Hermann Neuberger, Egidius Braun und alle anderen Bosse oder Betreuer uns begrüßt, uns guten Wind oder Glück gewünscht. Und sie haben dabei, fast wie in Trauer, die Blicke auf unbestimmte gedankliche Ziele oder Punkte über die Schulter des Gegenübers hinweg gerichtet. Die wenigen Worte, die fielen,

waren fast wie unanständige, störende Geräusche. Unsichtbar und unterschwellig: die Angst zu versagen. Kaum beschreibliche, tiefe Empfindungen. Ich bin Nationaltorwart, habe zwei Europameisterschaften mitgemacht und bin zum zweiten Mal bei einer Weltmeisterschaft dabei.

Ich will Weltmeister werden. Also kann Toni Schumacher nicht mehr einfach »locker vom Hocker« spielen. Ich stelle mich selbst in Frage. Wie jedesmal. Aber heute mehr als je zuvor. Ich zittere vor Aufregung. Alle schweigen. Mit Recht. Nur Schweigen ist Ausdruck von Größe. Alles andere ist Kleinmut.

Ich will Weltmeister werden.

Vier Jahre lang habe ich den faulen, inneren Schweinehund getreten und bekämpft. Ich habe eisern trainiert, mit äußerster Disziplin gelebt. Werden alle Mühen nun belohnt?

Franz Beckenbauer, Weltmeister von 1974, unser »Großer-Bruder«-Trainer, wirkt heute steif wie ein preußischer Oberst. Nur aus seinen Augen strahlt Energie, die er auf uns zu übertragen wollen scheint. Ich kann die allgegenwärtige Machtlosigkeit des genialen Liberos verstehen: Er ist heute dazu verdammt, Sieg oder Niederlage einzig mit dem Kopf zu bewältigen, ohne den Einsatz seiner flinken Beine. »Schumacher lebt in seinem Körper wie in einem Gefängnis«, hat er einmal gesagt. Er auch. Vielleicht noch mehr als ich.

Matthäus sieht finster und entschlossen aus. Er kennt das Gewicht seiner Verantwortung, aber es erdrückt ihn nicht. Als »Wachhund vom Dienst« hat er Maradona auszuschalten. Unser Spiel gegen die Argentinier wird, genau betrachtet, ein auf zehn zu zehn Spieler beschränktes Match sein. Und dazu das Duell Matthäus – Maradona.

Unsere Strategie ist einfach bis doof. Den Argentinier, das Ballgenie, mattzusetzen. Für den Rest hat unser Kampfgeist zu sorgen. Rummenigge tut mir leid. Ich mag ihn – trotz der dummen Bemerkung über mich und »die Kölner Mafia«, von der er sich »verfolgt« gefühlt hatte.

Der arme »Märtyrer«.

Heute hat er eine so frische Gesichtsfarbe wie ein Marzipanschweinchen. Nur um die Nase hat er tiefe Falten. Er ist in Topform, sagt er. Hat wie ein Tier gelitten, um seine Kondition zu finden. Hut ab. Was mag in seinem Kopf, vorgehen? Wird sein Hirn, sein Verstand die Kreativität und den Torinstinkt hemmen, bremsen oder, schlimmer noch, blockieren? Ich kenne die Folgen nach einer Verletzung. Dieses Zögern, das im entscheidenden Moment vom Verstand her kommt: Werden meine lädierten Knochen und Muskeln das aushaken? Oder reißt was, bricht was? Man braucht einen eisernen Willen gegen den eigenen Körper, das Werkzeug. Der ewige Kampf, die Schmerzgrenze wegzuschieben, zu verdrängen, bis zum »Geht-nicht-mehr«. Schmerz ist Einbil-

dung. Weiß Karl-Heinz das auch? Ich hoffe. Für uns alle.

Wir sind auf dem Weg zum Aztekenstadion. Ich sitze auf meinem Stammplatz, ganz hinten rechts auf der Busbank. Das schmutzige Licht von Mexico-City kommt durch die Gardine, die ich zugezogen habe. Wie immer. Die Luft dieser Stadt erdrückt mich, trotz der Klimaanlage. Wir sind verspätet und bleiben auch noch in der Blechlawine des Stadtverkehrs hängen. Hitze und Chaos. Die Kopfhörer meines Walkman drücken ein wenig auf den Ohren. Die Musik von Peter Maffay schenkt mir die notwendige Abkapselung von der Stadt, der Hitze, der tausendäugigen Menge, die ich durch die Busgardine mehr ahne als sehe. Der Songtext paßt zu meiner Situation: »Ich bin erst gut mit einer Menge Wut im Bauch... Wer zu den Freunden gehört, für den zerrei ich mich auch... Ich geb euch gern Revanche, und ich bin erst gut mit Liebe und mit Wut im Bauch.«

Aztekenstadion. Knallige Farben, Fahnen. Gemalte Friedenstauben überall. Eine brüllende, kreischende, schreiende Menschenmenge. »Brot und Spiele«. Bin ich einer der Gladiatoren? Oder eine der Bestien? Ich liebe keinen in diesem Stadion. Und ich spüre auch keine Wut im Bauch. Von welcher Revanche spricht er eigentlich, der gute Maffay?

Ich will nur Weltmeister werden.

»Ich bin erst gut mit Liebe und Wut im Bauch«, singt Maffay. Verdammt. Meine Gegner sind doch keine Feinde. Ich war doch bisher ausgesprochen fair. Den Mexikaner Sanchez habe ich massiert, wenige Tage zuvor in Monterrey, als er vor Schmerzen schrie, Negrete am Rand des Spielfeldes getröstet nach der Mexiko-Niederlage. Das war kein Theater, keine Show, war nicht »kalkuliert«, wie ein paar zynische Schreiber angedeutet hatten.

Warmlaufen für das deutsche Team. Co-Trainer Horst Koppel schießt mich warm. Ich schwitze. Dieser trockene Hals. Der Rasen ist wie knochentrockene Scheiße, hart, fremd, feindselig. Ich beobachte Karlheinz Förster. Er strahlt zuverlässige Robustheit aus. Seine ruhige Stämmigkeit tut mir gut. Ich könnte ihn küssen, nur weil er existiert. Hier und jetzt. Die Sonne fällt steil auf das Stadion, knallt auf unsere Köpfe. Wir werfen keine Schatten. Das ist gut, sagt man, für die Fernsehaufnahmen, die von hier aus die gesamte Welt berieseln. 1,5 Milliarden schauen zu. Gruselig. Lieber nicht darüber nachdenken. Nachdenken ist Gift. Lähmendes Gift.

Nationalhymnen.

»Du bist der beste Torwart der Welt. Du wirst jeden Ball halten. Du bist ein Raubtier...«

So habe ich das beim autogenen Training gelernt.

Das ist mein Trick für Konzentration – oder eine Macke, die ich habe. Aber es hat immer geklappt. Bisher. So nutze ich die Zeit, in der die Hymnen der Gegner gespielt werden. Ich mache dann die Augen zu. Viele glauben, daß der Toni, nationalbewußt, wie er ist, sich dann in einer Art patriotischem Rausch befindet. Ist nicht. Ich versetze mich einfach für einen Augenblick lang in eine andere Welt: eine unendliche Sandküste, eine leichte Brise fächelt durch Palmen, ich schwimme in einer tiefblauen Lagune irgendwo im Pazifik. Wenn ich dann von meiner »inneren Reise« zurückkomme, fühle ich mich erleichtert und vollkommen konzentriert. Und ich habe nur einen Gedanken: »Du bist der beste Torwart. Wenn der Ball kommt – du fängst ihn. Du bist die Raubkatze, der Ball ist die Beute.« Das hat immer genügt, um 150prozentig konzentriert zu sein. Scharf und hungrig auf jeden Schuß zu lauern. Vor dem Endspiel habe ich das auch gemacht. Ich habe mir gesagt: »Heute ist das Spiel, das Spiel deines Lebens. Du bist in Hochform. Gegen Mexico: Elfmeter gehalten. Gegen Frankreich: tadellos, super gehalten.« Ich war ganz oben, fast auf Wolken. Das Spiel beginnt. Ich lauere rechts, links, keine Spur von meiner Beute, zwanzig unendliche Minuten lang. Der Hunger nach dem Ball wird immer größer, gieriger. Nichts da!

Und dann kommt der Moment des fatalen Freistoßes von der Seite, der zum ersten Tor führt. Ein Argentinier legt sich den Ball fußgerecht hin. Meine Beute! Sie fliegt in meine Richtung. »Jetzt holst du dir deine Beute, egal was kommt. Den Ball kriegst du. Den schnappst du dir!« Flanke. Ich schieße vor. Nach dem ersten Schritt weiß ich es: *Den* kriegst du nicht. Hundertstelsekunden dauern Ewigkeiten. Ich segle durch den Strafraum wie Lohengrin, der seinen Schwan verpaßt hat. Letzte Hoffnung: »Vielleicht kriegt ein Deutscher den Ball auf den Kopf.« Der liebe Gott hat es aber wohl nicht so gewollt. Eine argentinische Stirn kam dazwischen. Ich sehe das Leder ins Tor fliegen und schreie stumm nach innen auf.

Geht durch zuviel Anspannung und Konzentration die Kreativität kaputt? Frust! Nicht zu entschuldigen.

»Ich geb euch gern Revanche...«, sang Peter Maffay. Wird es für mich eine Revanche geben? Ich schwitze, werde wieder mindestens drei Kilo verlieren bei diesem Spiel. Aber ich friere, trotz der Hitze. Ich hatte mir geschworen: Wenn, dann willst du der beste Torwart der Welt sein. Das heißt, daß du perfekt sein mußt. Und jetzt fängst du so an. In einem Finale. Nur einmal perfekt sein! Für dieses Spiel... Ich will ja nicht der liebe Gott sein, aber für die nächsten 65 Minuten will ich unbedingt perfekt spielen, die perfekte Maschine sein. Dieser verdammte, lächerliche Zie-

genbockhupfer ins Leere. Wo bleibt hier das Raubtier?

Ein Torwart schießt keine Tore. Er kann keinen Fehler wieder wettmachen, wie etwa ein Stürmer, der mit einem erfolgreichen Schuß ins Tor über hundert Schüsse in die Sterne vergessen machen kann. Für ihn gilt: Alles oder nichts! Held oder Versager. Ich hasse mich abgrundtief. Jetzt hab ich richtig Wut im Bauch.

Die »Beute« springt weiter. Weit weg, kalt, plötzlich gefährlich, von deutschen und argentinischen Füßen beherrscht, strapaziert. Matthäus hat Maradona neutralisiert, aber es wimmelt von Argentinern. Einer, Valdano, steht frei, hat den Ball. Ich renne um mein Leben, will ihn täuschen, öffne weit die kurze Ecke. Er durchschaut mich und wählt prompt die lange Ecke. Unerreichbar streift die Beute meine Knie. Wieder Frust.

»Bleib im Tor!« rufen Förster und Magath.

Kalle schafft das Anschlußtor durch einen Körperreflex, nach einer Ecke von Brehme. 1:2. Etwas später unverhofft: der Ausgleich! 2:2, Jubel. Offensive deutsche Stürmer. Zu offensiv?

»Bleib im Tor«, hatten die Freunde gesagt. Fünf Minuten vor dem Abpfiff stürmt ein Argentinier allein auf mein Tor zu. Ich muß raus. Diesmal komme ich zu spät. Zur Strafe stecke ich ein drittes Tor ein. Schlußpfiff. Es wird also nicht mal eine Verlängerung geben, keine Elfmeter, die ich

hätte halten können, halten müssen, um meine Fehler wieder wettzumachen.

»Ein guter Tormann ist ein Spieler, der mehrfach seine Mannschaft durch individuelle Handlungen, durch Überschreitung seiner Machtbefugnisse in einer eigenwilligen Aktion gerettet hat.« So hat es der französische Philosoph Jean Paul Sartre gesagt. Recht hat er. Ich hatte aber diesmal absolut nichts gerettet, meine »Machtbefugnisse« nicht überschritten.

War ich ein schlechter Tormann geworden? Niedergeschlagenheit, nein, Depression ist das treffende Wort für das Gefühl, das sich nach einem verlorenen Finale in Kopf und Bauch breitmacht. Man glaubt, man muß sterben. Sieger toben sich aus, überwinden und vergessen ihre Erschöpfung. Verlierer sind bis auf die Knochen ausgelaugt. Briegel hat Tränen in den Augen. Rummenigge ist leichenblaß. Bodenlose Enttäuschung in der deutschen Mannschaft. In der jubelnden Menge sind Verlierer allein, jeder einzelne der Elf für sich. Der Elfte, Torwart, Außenseiter vom Dienst, ist noch mehr: Er ist einsam, denn nur der Sieg schafft Zusammengehörigkeitsgefühl. Ich fühle mich schuldig.

Der nicht gepflückte Ball ist eine verpaßte Chance für die Ewigkeit. Frust. Leere Hände, Wind im Kopf.

Eine halbe Stunde nach dem Endspiel fragte mich Benno Weber von RTL: »Was ist los?« Ich habe ihm gesagt: »Paß auf, Benno, ich hab gehalten wie ein Arsch. Wenn ich in diesem Endspiel so gehalten hätte wie in den Spielen gegen Frankreich und Mexiko, dann wären *wir* Weltmeister.« So war's. »So isses«, wie man in Köln sagt. Alles hätte ich gegeben, um Weltmeister zu werden. Nein, nicht alles. Nicht meine Kinder, auch nicht meine Eltern. Nicht Marlies, meine Frau, oder Rüdiger Schmilz, meinen Freund. Aber sonst alles. Meine Gesundheit zum Beispiel. Wenn ich nach dem Endspiel nie mehr hatte Fußball spielen können, ich hätte es akzeptiert, nur um Weltmeister zu werden.

Der Beste der Welt.

Ein nächstes Mal wird es für mich kaum geben. Es ist beim Fußball ja nicht so wie beim Eishockey. Da gibt es jedes Jahr eine WM. Für Fußballer sind vier Jahre eine lange Zeit. In Spanien und Mexiko waren wir Zweite. Wenn ich eine dritte Chance bekäme, wäre ich 36 Jahre alt.

Wie ich es hasse, Tore einstecken zu müssen. Es hilft ja nicht, ewig zu klagen. Fußball ohne Tore ist wie Kapitalismus ohne Pleiten, wie Christentum ohne Glaube an die Hölle. So sind die Spielregeln – auch für den einzigen Privilegierten, der auf dem Spielfeld die Hände benutzen darf. »Zeig mir einen zufriedenen Zweiten«, pflegte Hennes Weisweiler, mein ehemaliger Kölner Trainer, zu

sagen, »und ich zeige dir den ewigen Verlierer.«
Er hatte schon recht, der alte »Don Hennes«.

Nichts wie weg. Richtung Kabinen in den Tiefen des Azteken Stadions. Alle wollen nur den Sieger sehen. Verlierer haben schleunigst vom Spielfeld zu verschwinden, in die Anonymität zu versinken. In der weißen Tasche, in der meine Ersatzhandschuhe und die Schirmmütze stecken, habe ich auch Talismane: aus Griechenland, aus der Türkei, Geschenke von Fans. Glücksbringer: eine gestrickte Puppe, ein kleines Schwein, einen Glückspfennig. Diese Dinge nehme ich überallhin mit, zum Teil, weil ich sie schön finde, aber auch, weil ich ein bißchen abergläubisch bin. Das Wichtigste: ein Bild von meinem Sohn Oliver, Bei seiner Geburt war ich dabei. Das war etwas Wunderschönes; aber ich kam mir furchtbar hilflos und überflüssig vor. Marlies, meine Frau, hat mir die Hand gehalten. Ich konnte ihr nicht helfen, fühlte mich so ausgeliefert. Da steht man und kann nichts tun.

Wenn wir, nein – wenn *ich* verloren habe, schaue ich mir das Bild an und sage mir: Mensch, guck mal, du hast gesunde Kinder. Auch damals hat es mich im ersten Moment über alles hinweggetröstet. Daraus habe ich neue Kraft geschöpft. War bereit für die Konfrontation mit der Welt, der Presse, der Öffentlichkeit.

Ich weiß, daß ich mir meine Feinde redlich verdient habe. Wehe, ich bin am Boden, oder falle auch nur aufs Knie! Seit meinem »Foul« in Spanien an Battiston – so empfanden es die Zuschauer, und ich respektiere das – habe ich zu spüren bekommen, daß ich keine »positive Figur« bin. Im Gegenteil. Viele wollten den Schumacher von weit oben herunterholen. So wie seinerzeit bei Mohammed Ali: auch eine große Klappe, aber was für eine Leistung. »Die Leute können ein Großmaul nicht ausstehen – aber zuhören werden sie ihm immer«, sagte der schwarze amerikanische Boxer. Und alle wünschten sich: Hoffentlich verliert der Kerl mal. Für viele war ich ein ähnliches Monster, ein Marmorblock im Tor. Einer, der keine Gefühle kennt und nur ein Ziel hat: keinen Ball durchzulassen. Die perfekte, germanische Maschine. Und was kam dann? Ein Riesenfehler, wie er nur von einem ganz gewöhnlichen Menschen gemacht werden konnte. Alle standen plötzlich da, als ob sie aus dem Takt gekommen wären, den Foxtrott mit dem falschen Fuß angefangen hätten. Man brachte mir Anteilnahme entgegen, Mitleid, Sympathie. Sogar in der Presse. Für Wolfgang Rothenberger vom *Fußball-Magazin* hatte ich mich jetzt »als Mensch gewandelt«, war »als Persönlichkeit gereift«, weil »die vier Jahre seit Spanien nicht spurlos an Toni Schumacher vorübergegangen sind«.

Nett. Richtig lieb. Vielleicht ein bißchen einfach. Ein Mensch bin ich eigentlich immer gewesen, nur verwegener, verrückter, was meine Aufgabe im Tor angeht.

Da war ich also nicht nur privat, sondern auch öffentlich ein Mensch geworden. Nach all den Jähren, in denen ich im Gruselkabinett der Menschheit in der »Abteilung Bestie« katalogisiert war. Und, als Deutscher, aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die Aufseher in Auschwitz. Nun dieses Licht in meine Misere.

Ich habe mich über diese Sympathiewelle gefreut, sie war wie ein Trostpflaster auf mein verletztes Ego. Aber so schön die neue Zuneigung, die mir entgegengebracht wird, auch ist, sie ist nur entstanden, weil in der Öffentlichkeit ein ganz falsches Bild von mir grassierte. Ich war nie ein Monster. Ich war ein lieber Junge, der den Erfolg suchte. Uli Stein, HSV-Torwart und Nummer Zwei der Nationalelf in Mexiko, hat behauptet, ich ginge über Leichen. Das stimmt. Aber nur über meine eigene. Für den Sieg. Das mag übertrieben klingen, aber so bin ich nun mal. Entweder man nimmt mich, wie ich bin, oder man läßt es. Es gibt eben keine »Halbheiten« für einen Torwart. Der kann nicht sagen: »Heute beim Training laß ich es mal langsam gehen, mit halber Leistung.« Wenn er so denkt, kriegt er ein Tor nach dem anderen rein. Ein Stürmer schießt in der letzten Minute ein Tor, und er ist der König. Der

Torwart macht in der letzten Minute einen Fehler, kriegt ein Tor rein, und er ist der Trottel. Da hilft keiner. Freunde hast du zwei, wenn's hochkommt. Profi sein heißt, sich mit Leib und Seele dem Verein verkaufen, bei dem man den Vertrag unterschrieben hat. Als ich meinen Vertrag mit dem 1. FC Köln unterschrieb, habe ich gesagt: Hier habt ihr meinen Körper, meine Gesundheit, mein Leben, meine Seele, hier habt ihr alles. Dafür kriege ich gutes Geld. Alles lasse ich aber nicht mit mir machen. Ich will mich nicht zum Instrument für den Ehrgeiz von grauen Sportfunktionären oder aufgeblasenen Politikern degradieren lassen.

Ehrentribüne, Aztekenstadion.

Bundeskanzler Helmut Kohl, der gekommen war in der Hoffnung, sich in unserem »Sieg« zu sonnen, war, wenn möglich, noch enttäuschter als wir. Unfähig zu lächeln, grinste er, gratulierte uns rein mechanisch. Es wurde operettenreif, als er für die Fotografen den armen Franz Beckenbauer an den Schultern um die Achse drehte, um seine Anwesenheit neben unserem Trainer verewigen zu lassen. Sind Fußballspieler auch Hampelmänner? Darf man den Fußball umfunktionieren, um »nationalen Konsens« zu demonstrieren? Gekünstelt, das Ganze. Sport und Politik Hand in Hand. Naivität neben Kalkül.

Hotel Sheraton. Das Galadiner kann ich nicht bis zum Ende durchstehen. Der »Vizeweltmeister-Champagner« schmeckt mir sauer. Allein sein! Alles, was ich will: allein sein. Kalte Schweißausbrüche in meinem Zimmer. Ein Kampf ist verloren. Fußball als Ersatzkrieg? Nein, nicht wirklich. Wenn man gewinnt, gewinnt man alles. Wenn man verliert, bleibt man am Leben.

Bruchteile des Erlebten. Szenen einer Niederlage. Gefühle eines Nationaltorwarts. Ich weiß, daß ich zugleich Richter und Angeklagter bin. Vielleicht bin ich zu hart oder zu milde mit mir selbst. Wer bin ich eigentlich? Ein Torwart mit schnellen Paradern, der gegenüber Funktionären schon mal eine große Klappe riskiert? Ein sensibler Ehemann zu Hause, ein eiskalter Profi auf dem Platz? Eine empfindsame Seele in rauher Schale, wie man es dem Sternzeichen Fische gerne nachsagt? Bin ich eine Bestie, wie die Medien nach dem Foul an Battiston 1982 durchblicken ließen, oder bin ich das Opfer der Zeitlupe, die jede Aktion, jeden Fehltritt, jedes Foul durch endlose Wiederholungen ausschlachten kann, bis Haß aufsteigt? Schreiben ist wie Beichten, wie Selbsterforschung, sagt man. Für mich ist es die Möglichkeit, meiner Isolation zu entkommen. Es soll keine Selbstbespiegelung sein, und es wird keine Rechtfertigungen geben. Ich möchte wie ein Prisma sein, durch das Licht auf mein Universum fällt:

Fußball, in Deutschland und in der Welt. Auf der »Achterbahn« meiner Karriere möchte ich Sie zu einem exklusiven Ausflug in die Kickerszene mitnehmen. Es wird manchmal turbulent zugehen. Ich werde die Akteure auf dem Rasen so schonungslos kritisieren wie die verantwortlichen Manager und Funktionäre hinter den Kulissen der Clubs, der Vereine und natürlich auch des DFB. Nicht um wild, wähl- und zwecklos zu zerstören. Ich möchte keine Institution zertreten, keinen Spieler und keinen Manager foulen. Ich will nur zum Nachdenken anregen: über die Krisen, die Chancen und die Herausforderungen des Sports, für den ich lebe.

Von Harald zu »Toni«

In meinem Lieblingsfilm »Rocky« hämmert Sylvester Stallone auf den Koloß im Ring ein. Er schwitzt wie der fürs Höllenfeuer verantwortliche Oberheizer. Er will siegen. Rocky – einer aus der Gosse – will Gegner, Armut, Schicksal bezwingen.

»Das bist ja du. Kein Boxer. Ein Fußball-Rocky. Ein Junge, der aus dem Schlamassel raus will«, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, als ich den Film zum ersten Mal sah.

Meine »Slums« lagen in Düren, einer der vom Krieg am schlimmsten betroffenen Städte Deutschlands. Aber auch in Ruinen können Kinder spielen. Wir wohnten in einer »Arme-Leute-Siedlung«, unsere Nachbarn waren die »Asozialen«. Ich konnte den Niedergang ganzer Familien verfolgen; viele Väter waren Alkoholiker, viele Mütter eine Mischung aus Schlampe und Kneifzange. Natürlich gab es auch andere, aber Armut gab es überall, wohin man auch sah. Zu Hause kein Stück Fleisch im Topf. Unser Speiseplan bestand hauptsächlich aus Kartoffeln und nochmals Kartoffeln. Zur Bereicherung mal ein Blatt Kohl. Nicht sehr abwechslungsreich. Meine Schwester und ich teilten uns ein winziges Zimmer. Eigentlich eine größere Schublade. Aus dieser Zeit der drangvollen Enge stammt auch die

Platzangst, die mich noch heute verfolgt. Auf dem Spielfeld kann ich nicht in meinem Torkäfig bleiben. Ich suche die Weite bis zur Mittellinie, sooft es eben geht.

Mein Vater arbeitete auf dem Bau. Ging früh um sieben aus dem Haus. Abends kam er völlig kaputt wieder. Er war dann schweigsam. Im Winter streckte er seine müden Beine in Richtung Ofen aus. »Vater« – lange Jahre bedeutete das für mich: ein paar Beine vor dem Feuer. Er war kein Säufer. Gott sei Dank. Er war ein ruhiger, einfacher, anständiger Mann. So ist er heute noch. Ohne seine ruhige ehrliche Art wäre ich vielleicht auf die schiefe Bahn geraten. Viele meiner Freunde sind an dem Beispiel ihrer versoffenen Väter kaputtgegangen.

Geprägt hat mich vor allem meine Mutter. Ich war den ganzen Tag mit ihr zusammen, sah zu, wie sie für andere Leute nähte. Und immer wieder trichterte sie mir ein: »Laß nur, Junge. Armut schändet nicht. Ehrlich bleiben und fleißig. Daß man sich nicht schämen muß.«

Auf unserem Spielplatz gab es außer einem Sandkasten wenig Störendes – Platz genug für Fußball. Fußball wurde für mich zum Ventil. Endlich Platz zum Toben. Weg von der Armseligkeit zu Hause. Ich spielte Stürmer. »Der Junge hat eine Kämpfernatur. Der setzt sich durch«, sagte der Trainer von »Schwarz-Weiß

Düren«, meinem ersten Fußballklub. Mutter fand, ich soll doch Mitglied werden.

Kämpfernaturen leben gefährlicher, auch als Kinder. »Du rennst zuviel, Harald. Du verausgabst dich ja völlig«, schimpfte mein Trainer. »Du mußt dir deine Energie und deine Kraft besser einteilen.«

»Richtig«, echote Mutter. »Er kommt jedesmal ganz erschöpft nach Hause. Klitschnaß geschwitzt. Er kann seinen Ehrgeiz nicht bremsen. Rast immer volle Pulle. Sieht richtig klapprig aus.«

Beide sorgten sich um meine Gesundheit. Und wieder entschied Mutter: »Jetzt suchst du dir einen festen, ruhigen Posten, Geh doch ins Tor. Das war doch was für dich.«

Also wurde ich Torwart. Weil das ein »ruhiger Posten« war... Ich war damals zwölf.

Auch im Tor blieb ich maßlos ehrgeizig. Das Rocky-Syndrom? Für mich war klar: »Du bist eben arm. Abitur ist nicht drin. Studium noch weniger. Aber denen, die lernen dürfen, denen zeig ich, was in mir steckt.«

Neidisch war ich nie. Ich verstand nur nicht, warum jeder von Geburt an seinen Platz an der Sonne oder im Dauerregen haben sollte. Die privilegierten Jungen traf ja keine Schuld am Reichtum ihrer Eltern. Neid ist Schwachsinn. Nach vorne sehen ist sinnvoll. Ich mußte mir alles hart erkämpfen, weil ich einfach nicht besonders talentiert war.

Aber Kämpfer schneiden im Leben letztendlich besser ab als die von der Natur verwöhnten Hochtalentierten. Davon bin ich inzwischen – mit dem nötigen Abstand zu den Dingen – felsenfest überzeugt. Ein anfängliches Handicap ist schon vielen zur Leiter nach ganz oben geworden. Die Streisand mit ihrem Silberblick, Clark Gable, der früher erbarmungswürdig stotterte, haben es schließlich zu was gebracht. Mit eisernem Fleiß und Willen, mit harter Arbeit an sich selbst. Bei mir war zuerst mal der Wille da. Im Zweikampf »Feldspieler gegen Torwart« machte ich von Anfang an eine gute Figur. Ich kannte keine Angst vor Verletzungen und dachte nicht an eventuelle Gefahren. Siegen. Der Beste sein.

Als 15Jähriger trainierte ich dann schon viermal die Woche: je zweimal mit der Jugend- und der ersten Mannschaft. Ich lebte wie ein Mönch. Vor lauter Fußball blieb keine Zeit für Mädchen. Ein Moped besaß ich nicht, und Diskotheken kannte ich nur von außen. Fußball als Lebensinhalt. Und es gab einen Wunschtraum: Meine Vorbilder waren die » Stars im Tor« der 50er Jahre – Toni Turek und Fritz Herkenrath.

Jeden Sonntag konnte ich mit meinen Paraden Anerkennung und Bewunderung ernten. Ich tankte Stolz und Selbstbewußtsein für die ganze Woche. Vergaß die Enge und die Armut meiner Siedlung. »Hast du gesehen, wie der Harald gehalten

hat?« schienen die Leute zu tuscheln. »Das ist doch der Sohn von Helga und Manfred. Aus dem Jungen wird noch mal was Besonderes.« Das war Wasser auf die Mühlen meiner ehrgeizigen Wünsche.

Sozialer Aufstieg durch Sport. So war das für mich. Ich sah auch die Parallelen zu anderen sozialen Außenseitern. Sind nicht die meisten olympischen Springer und Sprinter Neger? Wie sie jagte auch ich hinter der Anerkennung her. Noch heute ist mir schleierhaft, wieso nicht alle Schwarzen in irgendwas Weltmeister sind. Anfang der 80er Jahre hatten wir in Köln im Verein einen jungen Farbigen. Toni Baffoe war 18 Jahre alt, spielte im A-Jugend-Team und wollte gerne Profi werden. Seine Leistungen waren zu unbeständig, er war schnell entmutigt und neigte zu Selbstzweifeln. Damit brachte er mich in Rage.

»Hör mal zu«, schüttelte ich ihn. »Wenn ich schwarz wäre, was für viele soviel wie Dreck bedeutet, wenn ich so wie du ganz unten säße, dann wäre, verdammt noch mal, meine Hautfarbe schon Grund genug, der beste Fußballer der Welt zu werden. Laß dich doch nicht so hängen, Mann. Zeig denen doch, was in dir steckt!«

Baffoe hatte leider nicht genügend Biß und nicht – wie ich – eine heftige Allergie gegen Demütigungen.

Abschlußball nach dem Tanzkurs. Ich war sechzehn. Hatte Schüchternheit und Tangoschritt erfolgreich überlistet. Die Mädchen waren nett – meine Fingernägel blitzblank. Ich genoß den Umgang mit gepflegten Altersgenossen, Cola und Sprudel sowie ein paar Eifersuchtsraufereien. Endlich der erwartungsvoll ersehnte Abschlußball. Das erste gesellschaftliche Ereignis. Und das erste Kleidungs-»Drama«. Mein Kommuniionsanzug paßte schon längst nicht mehr. Gleichaltrige Cousins, bei denen ich mir einen Anzug hätte ausleihen können, hatte ich auch nicht. Es blieb nur Vaters guter Dunkelblauer.

»Kommt nicht in Frage«, protestierte ich bei Mutter, » Vaters Anzug sieht an mir aus wie ein Sattel auf ‘nem Schwein. Ich will einen eigenen!«

»Und mit welchem Geld willst du den bezahlen?« fragte Mutter. »Du bist wohl ein bißchen größenwahnsinnig. «

Zähneknirschend zog ich in Vaters frisch Aufgebügelttem los – mit Hosenträgern, weil die Hose viel zu weit war. Unter all den feingemachten und herausgeputzten Mitschülern fühlte ich mich wie der Dorfprolet. Selten habe ich mich so elend gefühlt. Ich kam mir vor wie ein »weißer Neger« – und war fest entschlossen, mich dieser Haut schleunigst zu entledigen.

Meine volle Konzentration steckte ich ins Training. Durch gezielte Fortschritte wollte ich in

verschiedene Auswahlmannschaften kommen. Das hab ich auch geschafft: Kreis Düren – erste Stufe; Mittelrhein-Auswahl – zweite Stufe; Westdeutschland – dritte Stufe; Jugendnationalmannschaft – vierte Stufe. Es lief wie geschmiert bis Ende der 60er Jahre.

Trainer der Jugendnationalmannschaft war damals Herbert Widmayer; er hatte mich bei Turnieren beobachtet. Der entscheidende Moment kam während eines Spieles in der westdeutschen Jugendauswahl: am Ende des Turniers – Elfmeterschießen. Von fünf Schüssen hielt ich drei. Danach war mein Name plötzlich in aller Munde: »Schumacher, Schwarz-Weiß Düren, den Jungen muß man im Auge behalten.«

Die Schnüffelnasen der Vereine und des DFB waren hellwach. Meine Aufnahme in die Jugendnationalmannschaft war nur noch eine Frage der Zeit. Die meisten Jugendnationalspieler hatten sogar schon einen Vertrag mit einem der Bundesliga-Clubs. Jupp Röhrig, Jugendtrainer des 1. FC Köln, schlug mir dann eines Tages vor, in der A-Jugend Köln mitzuspielen. Ich war damals sechzehn und fühlte mich riesig geschmeichelt. Aber ich mußte das Angebot – widerstrebend – ablehnen.

»Ein Beruf muß sein«, entschied Mutter. »Fußball – später vielleicht mal, aber zuerst lernst du was Ordentliches. «

Gesagt, beschlossen, getan: Ich wurde Kupfer-

schmied – übrigens ein körperlich wahnsinnig anstrengender Beruf.

Nach meiner Gesellenprüfung klopfte Röhrig wieder an. Es war soweit.

»Ich komme. Mutter ist einverstanden.«

Das war der Neubeginn meines Lebens. Fußball – nichts als Fußball, in Kopf und Körper. Jeden Tag. Himmlisch! Ich war Profi, aber ohne den heutigen Leistungsdruck, ohne die Jäger der Presse, ohne Rivalen, ohne den Zwang, die Nummer Eins zu sein, zu bleiben.

Zum ersten Mal in meinem Leben verdiente ich Geld, viel Geld sogar: 1200 DM im Monat – und das als 18jähriger. In meinem letzten Lehrjahr hatte ich 320 DM monatlich bekommen. Jetzt gab es noch eine Jahresprämie von 30 000 DM. Alles in allem über 45 000 DM Jahreseinkommen. Ich fand das toll. Soviel Geld hätte mein Vater nie zusammenkratzen können, selbst wenn er Tag und Nacht geschuftet hätte.

In der Jugendnationalmannschaft hatte ich schon ganz ordentlich gehalten. War fast schon ein bißchen »Star«, oder besser: »Starlet«. »Schumacher, super, der Junge«, hatte ich gehört. Sehr bald aber wurde deutlich, daß ich einige Schwächen hatte – und das hieß, ich mußte hart an mir arbeiten. Da hatte ich schon geglaubt, ich wäre der Größte. Und in Wirklichkeit war ich ein »Mr. Nobody«.

Der Unterschied zwischen Amateur- und Profifußball ist wie der zwischen Himbeereis und einem Wolkenkratzer. Gewaltig. Genau wie die Herausforderung für mich.

Die »Nummer Eins« in Köln war Gerhard Welz. Ein Verrückter, auch so eine Art Rocky. Der trainierte wie ein Besessener. Voll jugendlicher Selbstüberschätzung dachte ich: »Schumacher, Torwart der Jugendnationalmannschaft, fegt den jetzt einfach weg!« Und prompt mußte ich feststellen, so einfach war das nicht. Die Stürmer spielten wie die reinsten Teufel. Blitzschnell. Knallharte, genau plazierte Schüsse aufs Tor, Bälle, wie Welz sie hielt, blieben für mich – noch – unerreichbar.

Es folgten mühsame Zeiten. Ich spielte in unbedeutenden Spielen mit, aber in keinem einzigen Bundesliga- oder Pokalspiel. Das reinste Vorsich-hin-Vegetieren. Mal eine Halbzeit hier, ein Freundschaftsspiel dort – nicht die geringste Chance zum Durchbruch. Trotz Training und Knochenmühle ging einfach nichts weiter. Ich trat auf der Stelle. Bis zu dem Tag, an dem sich Welz verletzte: Nierenriß und Kopfverletzung. Die Chance? Meine Chance? Denkste. Den Titel Nr. Eins teilte ich mir mit Topalovic, einem Jugoslawen. Der 1. FC Köln hielt sich zwei mittelmäßige statt eines Spitzentorwarts... Aber: Die Zeit der naiven Hoffnungen, die Zeit der Illusionen in der

Jugendnationalelf, das waren nur noch schöne Erinnerungen.

Die erste Trainingsstunde mit Rolf Herings, dem Torwarttrainer beim 1. FC Köln, war die Stunde der Wahrheit. Die Bälle knallten mir nur so um die Ohren – ich konnte keinen einzigen halten. Jahre später vertraute Rolf mir an: »Du warst ja völlig am Boden zerbröselst. Von Selbstbewußtsein keine Spur mehr. Warst über jede Bemerkung beleidigt. Du bist den Bällen nachgehüpft wie ein Eichhörnchen und auf den Bauch gefallen wie 'ne reife Pflaume vom Baum. Aber du wolltest lernen. Das hat mir imponiert. Deine Fähigkeit, dich durchzubeißen, nach stundenlangem Training, völlig kaputt. Du warst immer bereit, auch noch den letzten Rest deiner Kraft einzusetzen. ›Lieber das, als acht Stunden als Kupferschmied schuftent‹, hast du gesagt, Harald. Das hat mir imponiert.«

Richtfest in Mechernich, in der Nähe von Köln. Eingeladen hat Heinz Flohe. Der Nationalspieler und Kölner Fußballstar hatte sich ein Haus gebaut. Schön, groß, teuer. Baumeister war Rüdiger Schmilz, Flohes Manager und Betreuer. Bewundernd träumte ich davon, es eines Tages auch so weit zu bringen wie Flohe.

»Ob Schmitz auch für mich eine Adresse wäre?« fragte ich ihn verlegen. »Und ob«, meinte er. »Du

brauchst einen Manager, um Disziplin und Selbstvertrauen in dein Leben und dein Spiel zu bringen.« Schmitz war 31. Ich 19, schüchtern und – noch – ohne große Klappe. Ein ganz normaler junger Bursche aus der Provinz. Zu Rüdiger Schmitz faßte ich auf Anhieb Vertrauen. Auch er mochte mich, aber meine ausgeprägte Mutterbindung fand er übertrieben.

»Harald, du solltest ein bißchen mehr Distanz halten zu Düren und zu deiner Kindheit«, empfahl er. »Sonst wirst du nie den Durchbruch schaffen.« Er wußte, wie sehr ich meine Mutter liebte, und er fand das im Prinzip auch ganz in Ordnung. Ihn störte nur, daß ich beim leisesten Zweifel an der Welt oder an mir selbst grundsätzlich bei ihr Zuflucht suchte und auch fand. Mutter hielt bedingungslos zu mir. »Es ist Gift«, schimpfte Rüdiger, »daß du dich immer wieder von deiner Mutter trösten läßt. Auch wenn du den größten Mist gebaut hast. Muttersöhnchen haben im Profifußball nichts zu suchen.«

Ich wußte keine Antwort, war verstört. »Direktheit, Ehrgeiz und sogar Brutalität sind da die gefragten Tugenden«, fuhr Schmitz fort. »Du solltest jetzt endlich mal deine Nabelschnur wegräumen, du stolperst sonst noch drüber,«

Hilfreich ersetzte mir Rüdiger für den Anfang das Elternhaus, er ließ mich dann aber immer öfter allein und schubste mich, lieb aber energisch, in

ein Leben, in dem ich auf mich selbst gestellt war. Es war ein harter, mit Demütigungen gepflasterter Weg. Und lange Zeit fühlte ich mich ständig überfordert.

Den nicht ganz glorreichen Spitznamen »Zappelphilipp« verdiente ich mir im Tor zwischen 1973 und 1977. Weisweiler, ab Juli 1976 mein Trainer, gab in meiner Anwesenheit nicht die leiseste Kritik von sich. Er ignorierte mich einfach, um mich später in der Öffentlichkeit gründlichst lächerlich zu machen.

Hennes Weisweiler ist leider tot. Er war ein sehr guter Trainer und ein miserabler Menschenkenner. Anstelle hilfreicher Kritik verbreitete er ätzenden, verunsichernden Spott. Irgendwann beschieß er, mich an einen anderen Verein zu »verschenken«. Ich war tief verletzt, gekränkt und beleidigt. »Nichts wie weg mit dem Schumacher!« tönte Weisweiler. Ich erfuhr es auf Umwegen. Weg wollte ich dann schließlich auch. Meine Einsätze waren nur noch sporadisch, und ich war bereit, das Handtuch zu werfen.

Rüdiger Schmitz hatte damals ein Haus in der Eifel, gleich am Waldrand. Stundenlang gingen wir spazieren.

»Das beruhigt das Gemüt«, lächelte Rüdiger, »die gute Luft vertreibt den Nebel aus dem Hitzkopf.«

Nach ein paar Schritten blieb er stehen, plötzlich ganz ernst: »Du bist ein Naturtalent«, erklärte er fast feierlich. »Du bist wie ein Diamant, der noch in einem Erzklumpen versteckt ist. Wie oft muß der geschliffen werden, bis er perfekt ist? Wenn du energisch an dir arbeitest, wenn du alle Mängel und Fehler abschleifst, kannst du das Kostbare in dir befreien.«

Damit stand ich vor einem Neubeginn. Rüdiger verlangte äußerste Disziplin. Wenn er sagte: »Komm um 18 Uhr«, dann hieß das Punkt 18 Uhr und keine Minute früher oder später. »Konzentriere dich ausschließlich auf Trainer und Mitspieler«, beharrte er. »Von Ablenkungen halte ich jetzt noch nicht viel.«

Schumacher, die »kölsche Frohnatur«, wurde ernsthafter, überlegter. Damit war aber der »Zappelphilipp« noch längst nicht aus der Welt. Ganz Köln amüsierte sich weiterhin über Topalovic und mich. Wir zwei waren die Problemfälle unserer Mannschaft, Dauerthemen für den Vorstand und Sorgenkinder des Vereinsarztes. Langsam aber sicher wurde ich das reinste Nervenbündel.

»Du willst es zu gut machen. Du bist übereifrig«, erklärte mir der Vereinsarzt, Dr. Bonnekoh. »Sei doch nicht so furchtbar hektisch. Versuch mal, Abstand zu gewinnen, cool zu bleiben. Warum versuchst du nicht, dich beherrschen zu lernen, zum Beispiel durch autogenes Training.«

Auch das noch. Ich reagierte bockig.

»Das kommt nicht in Frage. An den ganzen Mist von Horoskopern und den Blödsinn glaub ich sowieso nicht.«

»Versuch es trotzdem. Es kann dir ja nicht schaden. Ist ja völlig harmlos.«

Das sah ich ein und trabte brav zu Frau Dr. Schreckring, einer sehr netten Ärztin.

»Denken Sie an etwas Schönes«, brachte sie mir bei. »Urlaub, Strand, Meer, Sonne, Familienferien. Arme und Beine werden schwer. Das Sonnengeflecht strahlt Wärme aus. Sie konzentrieren sich. Sie spielen, wollen jeden Ball fangen, fressen. Wie ein Tiger seine Beute erwartet. Kommen lassen, blitzschnell zupacken...«

Zunächst übte ich so etwa eine halbe Stunde am Tag, dann sechsmal eine ganze Stunde, um die Technik wirklich zu lernen. Seitdem wende ich sie beim Training und vor jedem wichtigen Spiel an.

Konzentrieren, abschalten, tausendmal Echte Größe ist Selbstbeherrschung. Auch bei der WM 1986 im Hexenkessel von Monterrey vor dem Elfmeterschießen beim Spiel gegen Mexiko. Franz Beckenbauer hat darüber berichtet: »Toni sitzt auf dem Rasen, die Hände gegen die Schläfen gepreßt. Ich wußte, daß ihn das Spiel absolut ausgelaugt hatte. Obwohl er die meiste Zeit steht, verliert er drei oder vier Liter Schweiß. Er kon-

zentriert sich dermaßen, daß er einige Male Krämpfe bekommen hat. Ich geh zu ihm. Es kann sich niemand vorstellen, unter welchem Druck Toni stand. Ich selbst kann es nur ahnen, habe als Spieler ähnliches nie durchmachen müssen. Wenn du jetzt versagst, fliegt die Mannschaft raus. Alle Hoffnungen liegen auf dir. Ich bin zu ihm; irgendwie schien er entrückt. ›Was ist, Toni?‹ fragte ich leise. Er hörte mich nicht. ›Was ist los?‹ fragte ich nochmal. Wieder nichts. Dann, endlich wieder erwachend: ›Franz, sei ruhig. Was soll los sein?‹ Und dann gähnte er. Es war wirklich so, als hatte ich Schumacher aus dem Schlaf gerissen.« Franz hatte gut beobachtet. Ich war weg. Hatte mich von dem Kampf regeneriert.

Voreilige Reaktionen verzögern, warten.

Danach konnte ich zwei Elfmeter halten.

Elfmeter sind Tortur... Reflexe bändigen, im letzten Sekundenhundertstel hervorschießen. Empfindungserweiterung. Denken und überlegen einfach abschalten. Beim Elfmeterschießen ist der Torwart für die anderen Spieler das, was der Verrückte für den Normalen ist. Er ist der Blitzefänger; wie ein Magnet muß er die heranschwirrende Lederkugel auf seinen Körper lenken.

Frau Dr. Schreckling verdanke ich es, daß ich meine Verrücktheit in ganz bestimmte Bahnen lenken kann.

Zurück ins Jahr 1977. Der Vereinsmanager war damals Karl-Heinz Thielen, der dann im Oktober 1986 von seiner Funktion als 2. Vorsitzender des 1. FC Köln zurücktrat. Von meinem autogenen Training hielt er nicht viel. Unverblümt, wie es seine Art ist, hat er mir eines Tages, fünf Spiele vor Ende der Bundesligasaison, gründlich die Leviten gelesen: »Paß mal auf, Toni. Wir suchen einen neuen Torwart. Dich wollen wir weggeben. Das hat keinen Zweck mehr. Weisweiler will nicht mehr mit dir arbeiten.«

Training, Konzentration. War das alles für die Katz? Machte ich nicht immer weniger Fehler, je öfter ich spielte? Meine Fehlerquote war von 30 auf 27 Prozent zurückgegangen.

Ich mußte versuchen, in diesen fünf noch anstehenden Spielen fehlerlos zu bleiben. Wenn möglich bis zum DFB-Pokal-Finale 1977. Ich hatte resigniert; ich wollte nicht mehr in Köln bleiben, sondern versuchen, so perfekt wie nur eben möglich zu sein, um beim Vereinswechsel wenigstens vorteilhafte Konditionen herauszuschlagen. Als mein Nachfolger wurde schon Norbert Nigbur genannt. Frust. Ungeduld. Die Chance, mich von meiner besten Seite zu zeigen, bekomme ich nicht. Topalovic, ein bißchen beständiger als ich eingestuft, spielte alle Bundesligaspiele. Ich saß auf der Bank, topfit. Die Chance bot sich dann endlich im Spiel gegen Hertha BSC. Topalovic, der an einer schlimmen Flugangst litt, verzichtete

auf die Reise nach Berlin. Also flog ich für ihn – und hielt phantastisch gut. Keine Patzer, glänzende Paraden. Das Ergebnis: 1:1 – mein Verdienst. Ich war die Nummer Eins in Köln. Endlich.

1977 in Hannover: Endspiel gegen Berlin. Norbert Nigbur stand gegenüber im Tor für Hertha Berlin, war aber schon zu Verhandlungen in Köln gewesen. Sein Vertrag mit dem 1. FC war zu 90 Prozent beschlossene Sache.

Wir siegten 1:0. Nigbur tobte, legte sich mit dem Schiedsrichter an – und behauptete, wir Kölner hätten den Schiedsrichter bestochen. Damit war er für die Kölner Vorstandsmitglieder kein Thema mehr. Zwei Tage später flogen wir nach Japan, um ein Freundschaftsspiel auszutragen. Im Flugzeug setzte sich dann Weisweiler, der nur Erfolge anerkennen konnte, zu mir. »Hör mal, Toni«, knurrte er. »Ich will hier nicht groß rumreden. Eins mußt du wissen. Du bist für mich jetzt die Nummer Eins.«

Ich war unbeschreiblich froh. Es ging bergauf. Aber wie Rüdiger Schmilz mir nach einer wohlverdienten Pause knochentrocken nahebrachte: Der Größte, der Beste würde ich nur werden, wenn ich weiterhin wenigstens 20 Prozent mehr trainieren würde als meine Rivalen. »Weil der richtige Kampf erst dann beginnt, wenn du todmüde bist. K.o. sein und o.k. sagen. Das ist das Geheimnis des Erfolgs.«

In Köln war schon viel erreicht. Aus dem kleinen Harald aus Düren war ein großer Toni geworden. Toni, weil mein zweiter Vorname Anton ist. Vor allem aber war es eine Anspielung auf Toni Turek, den größten deutschen Torwart der Nachkriegszeit. Toni. Ein Vorname wurde für mich zum Adelstitel.

1977 wurde der 1. FC Köln DFB-Pokal-Meister, 1978 Bundesligameister und Pokalsieger.

1978 fand die WM in Argentinien statt. Helmut Schön war Bundestrainer und Sepp Maier, mein großes Vorbild, stand im Tor. Ich wäre glücklich gewesen, als Nummer Zwei oder Drei mit dabei sein zu dürfen. »Was Nigbur, Franke und Burdinski halten, das fange ich auch«, gab ich gekränkt, weil nicht eingeladen, in einer Gazette von mir.

Vorlaut – das war verpönt. Helmut Schön, ein strenger Sachse, mochte das noch weniger.

»Schumacher? Ein Großmaul, ein unmündiger Balg«, so lautete sein Urteil.

Im nachhinein finde ich – der Mann hatte recht. Maier war ein Supertorwart, spielte 400 Spiele ohne Unterbrechung, verlässlich und beständig. Wieso sollte sich der Nationaltrainer Probleme suchen und mich einladen? Vielleicht hätte das Sepp Maier irritiert?

1978 wurde Jupp Derwall Helmut Schöns Nachfolger, Und verhielt sich mir gegenüber zuerst einmal wie sein Vorgänger. Eine Chance bekam ich für eine Halbzeit: während eines Länderspiels gegen Island. Danach – ein Jahr lang Die Presse förderte mich: »Schumacher, überragend gut, tolle Paraden, verdient seinen Platz in der Nationalmannschaft. «

Derwall kam unter Druck. Mußte er mich in die Nationalelf holen? Norbert Nigbur blieb sein Favorit. Bis zu jenem katastrophalen Mittagessen: Nigbur saß mit seiner Freundin am Tisch, wollte nach der schönen Mahlzeit aufstehen. Unmöglich. Das Knie – unbeweglich. »Eingeklemmter Meniskus«, diagnostizierten die Ärzte. Das Ende einer Karriere... der Anfang meiner?

Franke oder Schumacher? Erneuter Entschlußzwang für Derwall vor einem Länderspiel in München, diesmal gegen England.

»Das Match will ich bestreiten, und zwar 90 Minuten lang«, kündigte ich in einem Interview an.

»Unverschämtheit, Erpressung, unerhörte Frechheit«, wettete der Nationaltrainer, außer sich vor Entrüstung – bevor er doch nachgab.

Die EM 1980 in Rom war dann ein Höhepunkt. Mit der schönsten Mannschaft, die ich mir vorstellen konnte, durfte ich kämpfen und siegen. Mit jungen Talenten: Bernd Schuster, Hansi Müller, Karl-Heinz Rummenigge. Keine großen Stars wie

Overath, Beckenbauer. Netzer. Die Stimmung war ausgezeichnet, der Teamgeist ideal. Frische und Begeisterung. Derwall mußte nur selten eingreifen. Wir wurden Europameister. Das war fast selbstverständlich. Von da an war ich die unangefochtene Nummer Eins im Tor. Mit allen Konsequenzen: Leistungsdruck, Gewißheit, daß Nummer Zwei und Drei darauf lauern, daß ich mir den Meniskus einklemme, mir das Bein oder sonst was breche. Pech ist nicht auszuschließen. Das hat der liebe Gott in der Hand. Dagegen kann ich mich nicht wehren. Erfolg ist wie Schönheit, kann nicht Ewigkeiten dauern.

Battistons Fall

War es ein Foul oder nicht? War es Absicht oder nur ungezügelter Aggressivität? Bosheit, perverse Gewalt oder eine Explosion, ein Gemisch aus Galle und Energie?

Ich bin kein Psychologe oder sonst etwas mit »b-ge« am Ende, Ich bin auch nicht mein eigener Richter oder Anwalt. Mein »Foul« in Sevilla an Patrick Battiston kann ich auch heute noch nicht als eines empfinden. Ich gebe aber zu, ich habe immer noch Angst davor, mit den Bildern von diesem Aufeinanderprallen konfrontiert zu werden. Vielleicht würde ich dann anfangen, mich schuldig zu fühlen. Meine Mutter hat damals die Szene im Fernsehen gesehen und mir ein paar Stunden später gesagt: »Es war schlimm, Harald. Es hat ganz übel ausgesehen, Junge.«

Ich akzeptiere, daß Millionen Menschen, wie meine Mutter, meine Aktion als »Foul« bezeichnen. Aber – mit meiner eigenen inneren Wahrheit und Überzeugung stimmt das nicht überein. Sicher hat das etwas mit meinem Charakter zu tun, mit meinem kompromißlosen Einsatz, meiner Neigung, alles mit Leidenschaft zu machen.

Herz statt Verstand?

Es gibt Typen, bei denen ersetzt der Verstand das Herz. Bei mir ist das umgekehrt. Ich habe es immer vorgezogen, mich lieber hundertmal mit dem

Herzen zu irren als tausendmal mit dem Kopf recht zu behalten. Ich glaube ganz fest, daß alles, was im Leben und im Fußball groß ist, aus der Leidenschaft geboren wird und nicht aus kühlen Überlegungen. In der Zwischenzeit habe ich aber begriffen, daß das Herz ein Ding ist, dem die Vorsicht ein bißchen Mißtrauen einjagen sollte. Und mittlerweile bin ich auch 32. Das heißt: 28 plus 4 Jahre der Krise, des Nachdenkens über mich, verursacht durch eben diesen Zusammenstoß mit Patrick Battiston. Er ist inzwischen mein Freund geworden.

Sevilla. Halbfinale Frankreich-Deutschland. Ich bin übermotiviert, wahnsinnig konzentriert in diese Partie gegangen. Dieses Spiel war für mich eine Chance, die letzte Chance, unseren maroden Ruf zu widerlegen. Möglichst unsere Fans in Deutschland und sogar die Presse wieder für uns zu gewinnen, die uns mieser machte, als wir wirklich waren. Die Franzosen spielen hervorragend, schießen Tore. Einige von ihnen treten, rempeln mich an. Einer läuft mit seinen Stollenschuhen über meine Hände... Schmerz und Zorn bis in die Haarspitzen. Es kocht in mir. Ein paar gefährliche Situationen gaben mir Gelegenheit, mich abzureagieren. Solche Erfolgserlebnisse sind aber immer zweischneidig. Man büßt dabei Konzentration und auch Motivation ein. Glück macht unaufmerksam. Aber es steht viel für mich auf dem

Spiel: Prestige, der Einstieg ins Finale. Ist es für dich oder für den Gegner gefährlich, wenn du rausgehst? Keine Frage. Ich muß ihm den Ball abjagen, ohne lange darüber nachzudenken, wer auf der Strecke bleibt.

Ich stürze aus dem Tor, um die Beute zu fangen, um zu provozieren, so daß der Gegner versucht, den Ball in mein Tor zu schießen. Bei solchen Aktionen ist die Verletzungsgefahr groß. Für beide Balljäger.

Ich schnelle also vor. Battiston kommt auf mich zu. Aus Erfahrung weiß ich, der will den Ball über mich heben. Ich springe hoch. Patrick trifft den Ball nicht genau. Wenn man in der Luft ist, kann man den eigenen Schwung nicht mehr abbremsen, höchstens noch ein bißchen wegdrehen. Ein Torwart ist ja kein Flugzeug. Ich konnte gar nichts mehr machen, mich weder festhalten noch abstoßen. Mit angezogenen Knien flog ich auf Battiston zu. Wenn ich ihn frontal getroffen hätte, wäre es für ihn noch schlimmer geworden. Im letzten Moment konnte ich mich noch drehen und traf ihn dann mit Po oder Hüfte am Kopf. Er fiel hin. Ich auch. In der Seite hatte ich einen Schlag verspürt, aber das war nicht weiter schmerzhaft.

Der Ball rollte am Tor vorbei. Ein Blick in Richtung Linienrichter. Das machen wir Torhüter fast immer, wenn während einer Aktion ein Foul oder Zusammenprall passiert. Hatte der etwas zu beanstanden? Er hat nicht gewunken. Keine Reaktion

seinerseits. Nichts. Alles o.k. Ich rollte aus, drehte mich um. Patrick lag auf der Erde. Ich ging an ihm vorbei in mein Tor.

»Du solltest da hin gehen«, dachte ich noch. »Du mußt zu ihm gehen.«

Da standen dann aber auch schon schimpfend und drohend die Franzosen Trésor und Tigana. »Wenn du da jetzt hingehst, gibt's Stunk«, befürchtete ich. Um offenem Streit aus dem Weg zu gehen, blieb ich dann einfach in meinem Tor. Ich hatte Angst vor dem, was kommen könnte. Nicht vor einer Auseinandersetzung, nicht vor den Spielern. Die Stimmung war geladen. Eine Explosion lag in der Luft.

»Wenn du jetzt hingehst und willst dich entschuldigen, und die schlagen dich – dann gibt's einen Eklat. Du verlierst die Nerven, schlägst oder trittst zurück.«

Idiotisch. Die hätten übrigens auch getreten, vielleicht sogar gespuckt. Das passiert oft. Und das sieht keiner. Angespuckt zu werden ist das Schlimmste. Da wird man verrückt, kriegt Mordgelüste.

Also brachte ich es nicht fertig, auf Battiston zuzugehen, ihn zu trösten. Dazu war schon das ganze Spiel viel zu verrückt gewesen. Ich konnte nicht zu ihm hingehen, obwohl das in dem Moment vielleicht das Einfachste gewesen wäre. Der erste Fehler war also, daß ich mich nicht um den verletzten Patrick Battiston gekümmert habe. Ich

stand im Tor, spielte verlegen mit dem Ball. Das war Feigheit. Vielleicht war ich da zum ersten Mal in meinem Leben wirklich feige.

Ich wollte mir einreden, daß mich keine Schuld traf. Wie ein Kind, das eine große Dummheit gemacht hat und versucht, mit der größten Selbstverständlichkeit weiterzuspielen. So, als sei nichts gewesen. Ich wollte einfach kein Foul begangen haben. Der Schiedsrichter gab mir übrigens recht: Er zeigte weder die gelbe noch die rote Karte.

Patrick Battiston lag immer noch am Boden, wurde versorgt. Ich hoffte leise: Alles gut! Alles o.k. Wie immer, der macht ein wenig Schau, um das Publikum aufzuputschen, gleich steht er wieder auf. Ich wartete: »Steh auf, Junge, komm, warum stehst du denn nicht auf? Hoffentlich steht er bald auf...«

Irgend jemand hatte nach einer Tragbahre gewunken. Die anderen kamen, die Kapitäne, Ärzte, Sanitäter. Es schien ernst zu sein. Patrick wurde ins Krankenhaus gebracht.

Der Schiedsrichter pfiß – es ging weiter. Rummenigge kam ins Spiel. Sein Anschlußtreffer und Fischers Ausgleichstor machten die Franzosen groggy, 3:3. Verlängerung. Elfmeterschießen.

Und ich hatte noch die Unverfrorenheit, zwei Elfmeter zu halten... Wir waren im Finale, dank meiner Paraden und eines Fouls. Eine schlimmere Konstellation konnte es nicht geben. Davon hatte ich zwar noch nichts gespürt – aber dann kam

mein zweiter, mein Kardinalfehler, begangen aus Unwissenheit oder, deutlicher gesagt: aus Dummheit.

Auf dem Weg zur Kabine ließ ich mich anstecken von der Siegesbegeisterung meiner deutschen Mitspieler. Wir hatten es – auch durch meine überragende Leistung – geschafft, ins Finale zu kommen.

Gleichzeitig nagelten Fragen auf mich ein, und zwar in einer Form, wie ich es bis dahin noch nie erlebt hatte. Die einen lobten mich, die anderen beschimpften mich, jeder ganz radikal. Deutsche Journalisten, zum Beispiel, schnaubten mich an: »Weißt du, daß der Battiston zwei Zähne verloren hat?«

»Wenn es nur das ist, bin ich gerne bereit, ihm Jacketkronen zu kaufen«, habe ich geantwortet.

Nichts lag mir ferner, als mich über den verletzten Battiston lustig zu machen. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Tatsächlich hatte ich befürchtet, Patrick hätte eine Gehirnerschütterung, läge vielleicht sogar im Koma. Nun war mein dummer Satz gesagt. Zitierbar. Der Beweis für meine Unfähigkeit zu bedauern, Mitleid zu empfinden, Anteilnahme zu zeigen. Ich war der Zyniker schlechthin geworden.

Das war aber noch nicht das Ende meiner Stolperstrecke. Der dritte Fehler war fast programmiert. In der Euphorie des Sieges habe ich dann Battiston total vergessen. Und kein Mensch hat daran

gedacht, irgend etwas zu unternehmen. Bei einer vernünftigen Delegationsleitung, wie zum Beispiel unter Braun in Mexiko, wäre das niemals passiert. Auch Rüdiger Schmitz war leider nicht da.

Auf dem Flughafen von Sevilla gab es dann nochmal einen furchtbaren Wirbel. Weil die Abfertigung nicht zügig genug voranging, legte sich Paul Breitner als Anführer mit dem Flughafenpersonal und der Flugleitung böse an. Es war ein heilloses Durcheinander, Geschrei, Gebrüll, Streß. Ein einziges Chaos. Die Delegationsleitung des Deutschen Fußballbundes hatte mal wieder gründlich versagt. Ich hatte einfach keine Zeit, um über Battiston nachzudenken. Vielleicht wollte ich es auch nicht, versuchte, das »Foul« zu verdrängen. Hatten wir nicht gewonnen, waren wir nicht im Finale?

Wären Hermann Neuberger oder Rüdiger Schmitz an diesem Abend am Flughafen gewesen, hätten die mich sicher zur Seite genommen. Wir hätten Blumen gekauft und wären ins Krankenhaus gefahren. Ich wäre an Battistons Krankenbett sitzen geblieben, bis ich von ihm gehört hätte, daß alles wieder o.k. ist. Man hätte mich nur zu ihm führen müssen. In der damaligen Situation war ich einfach nicht in der Lage, von mir aus auf diesen Gedanken zu kommen. Begeisterung in der Mannschaft. »Phantastisch gehalten!« sagten die einen und klopfen mir auf die Schulter. Die Hand

war noch nicht weg, da kam der Nächste: »Du Drecksack, du mieses Schwein!« Das war dann einer, der das Match im Fernsehen verfolgt hatte. Was ich damals in meiner Naivität noch nicht wußte: wie allgewaltig doch ein Fernsehbild sein kann.

Die Reaktion meiner Mutter erschien mir alarmierend. »Es sah sehr schlimm aus«, sagte sie mir am Telefon. Im Verlauf eines Spieles, das so aufregend wie ein Krimi war – ja, es war ein Jahrhundertmatch –, war ich für die Welt ein Schwein geworden, ohne es zu wissen. Alle Zuschauer, die zu Hause, in Frankreich, in Deutschland oder sonstwo in der Welt vorm Fernseher gesessen hatten, alle Journalisten, Spezialisten, Experten haben mich gehaßt. Für Sekunden, Minuten, Stunden, oder für immer.

Die mußten so reagieren. Weil sie mich nicht kennen wie meine Mutter, wie meine Frau, wie mein Manager. Ich war also ein »medienbekanntes« Schwein geworden. Ein Deutscher, der einen Franzosen halbwegs umgenietet hatte. Wieder einer von denen, über deren Brutalität man in Filmen und im Fernsehen schon soviel gesehen hatte. Ich wurde ein Politikum, ohne die geringste Begabung dafür. Was wußte ich damals über Geschichte, über unser deutsches »Image« im Ausland? Nichts. Ich war der unpolitischste Mensch im ganzen Rheinland, aber Symbol einer unfairen Niederlage für Frankreich; ein Land, in dem alle

antideutschen Ressentiments neu aufflackern konnten.

Kopfballduell zwischen Vorstopper und Stürmer. Der Ball wird verfehlt, zwei Köpfe prallen aneinander. Brutale Zeitlupenaufnahme. Man sieht, wie die Köpfe sich verformen. Man kennt das vom Boxen. In meinem Fall, so hat man mir erzählt, war der Eindruck genauso brutal. Der Hüftknochen ist um vieles solider als der Gesichtsknochen. Ehe Verformung von Battistons Kopf... Unerträglich. Diese Bilder sind ein-, zwei-, zehn-, hundertmal gezeigt worden. Mit immer größeren, immer langsameren Zeitlupenaufnahmen. Und je öfter man diese Bilder dem Zuschauer servierte, desto größer wurde der Haß auf Toni Schumacher.

Der negative Höhepunkt der Weltmeisterschaft war mein Zusammenprall mit Patrick Battiston. Es ging gar nicht mehr um die gehaltenen Elfmeter. Im Ausland und zu Hause hatte man einen neuen fiesen Deutschen gefunden. Das Publikum war über unsere Skandale im Trainingslager am Schluchsee bestens informiert, über die schlechte Leistung, die schlechte Konditionsarbeit, über miese Trainingserfolge. Man hatte das Spiel gegen Algerien gesehen – unser erstes während dieser WM – , das wir 1:2 verloren. Man sah das »getürkte« Spiel gegen Österreich. Die Abneigung gegen die eigene Mannschaft wurde immer

größer. Und in Deutschland fühlten sich dann Journalisten dazu berufen, den Schuldigen jetzt endgültig beim Namen zu nennen: Toni Schumacher, die Verkörperung aller deutschen Untugenden – Gewalt, Brutalität, Kälte, Unfähigkeit zu Mitleid, All das war in meinem »Foul« verkörpert. Das war aber nur ein Bruchteil dessen, was folgte. Durch mich waren die Deutschen im Ausland mal wieder in Mißkredit gebracht worden. Das Endspiel war von vornherein verloren.

Die Begeisterung in unserem eigenen Stall war nicht groß. Wir selbst glaubten nicht an einen Sieg, hatten, bis auf das Spiel gegen Frankreich, keine guten Leistungen gezeigt. Die Mannschaft war alles andere als in Höchstform. Wir hatten Leute dabei – unter anderem Karl-Heinz Rummenigge –, die waren einfach nicht fit und spielten teilweise mit Verletzungen. Wir waren schon vom Kopf her gar nicht in der Lage, Weltmeister zu werden. Foul oder nicht? Auf jeden Fall war ich ein explosives Nervenbündel aus geballter Gewalt, aus Frust, Empörung und dem Willen zu siegen – trotz aller Skandale und Schwächen meines Teams. Und dafür gibt es eine sehr logische Erklärung.

Die Vorbereitungszeit auf die WM 82 war für mich ein einziger Alptraum. Alles fing an mit der Rückkehr Paul Breitners in die Nationalmannschaft. Ich war jung und erst seit zwei Jahren in

dieser Mannschaft. Die Dominanz von anerkannten Profis wie Breitner und Rummenigge war eine selbstverständliche Tatsache. Rummenigge, zurückhaltend wie immer, wollte im Grunde genommen keine relevante Rolle spielen.

Der Leithammel und Spielmacher war Breitner. Ein Kämpfer, eine absolute Spielergröße. Seine Dominanz wurde noch verstärkt dadurch, daß bei Trainer Derwall echte Autorität fehlte. Der Münchner Spieler war eine so überragende Persönlichkeit, daß ich nicht den Mut hatte zu rebellieren. Paul konnte schon rein rhetorisch jeden Gegner mundtot machen, Derwall oder Journalisten unverschämt anpflaumen, sie zusammenstauen. Er war 100prozentig stark auf dem Spielfeld, ungeheuer vital.

Außerhalb des Rasens war er nicht unbedingt ein Vorbild. Und er trank auch schon mal einen über den Durst. Er war der Leithammel, tonangebend bei Spiel und Training, und natürlich auch danach. Und wie das eben so geht, sind die Schlechtesten und Schwächsten der Mannschaft seinem Beispiel gefolgt. Der bequeme Weg. Eike Immel pokerte schon wie ein Süchtiger. Oft sah man, wie er aus seiner Brusttasche eine Handvoll Geldscheine herauszog. Oder sah ihn, wie er sich enttäuscht und völlig gerupft auf sein Bett warf. Nicht selten wurde um 20 000 bis 30 000 DM gespielt. Andere bumsten bis zum Morgengrauen

und kamen wie nasse Lappen zum Training gekrochen.

Wieder andere gossen reichlich Whisky in sich rein, schlimmer als Quartalssäufer. Breitner hat fast alles mitgemacht, aber mit einem gewaltigen Unterschied zu den anderen: Am nächsten Tag auf dem Spielfeld lief er wie ein Uhrwerk. Verückt. Nur die, die mit ihm getrunken hatten, krebsten rum wie ein paar Schnapsleichen. Meine Wut richtete sich deshalb damals weniger auf Paul Breitner als auf die anderen Spieler. Dieser Bajuware hielt es wie sein Landesvater Franz Josef Strauß. Auch der kann angeblich bis morgens früh um vier trinken und feiern. Und ein paar kurze Stunden später hält er dann eine zweistündige Rede ohne Konzept. Während die anderen besoffenen Löwen noch mit dickem Kopf im Bett liegen. Das nennt man dann wohl »bayerische Robustheit«.

So sah es also damals aus mit Paul Breitner und den anderen Spielern, vor allem den Ersatzspielern, auch »Touristen« genannt. Ich war fassungslos und empört. Es gab da 30jährige Spieler, die genau wußten: Das ist meine erste und letzte WM. Sie lebten aber nicht danach. Die taten so, als ob es zwar ihre erste WM wäre, als ob aber danach noch mal drei oder vier andere Chancen kämen.

Ich rief Rüdiger an: »Komm mich holen, ich will nach Hause. Hier gibt es keine WM-Vorbereitung. Hier ist die Hölle los. Das ist das

größte Chaos, das ich überhaupt je gesehen habe.« Es war wirklich nicht übertrieben. Den Schluchsee haben wir nachher in »Schlucksee« umgetauft. Es gab keine Disziplin, und manche benahmen sich schlimmer als der berühmte Kegelbruder auf dem Mallorca-Ausflug.

Ich machte nicht mit. Blieb meistens auf meinem Zimmer.

Für die anderen war ich deswegen »anormal«. Verkehrte Welt. Ich sagte mir: »Alles, was die vermässeln, muß du noch besser machen.«

Aber ich war eben nur einer von elf. Meine Erwartungen konnte ich dennoch nicht zurückschrauben. Je schlechter mein Vordermann ist, so glaubte ich, desto besser muß ich sein. Ich war sicher überdreht, tat mich schwer, die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit zu erkennen. So bin ich leider auch heute noch. Aber: lieber drei Jahre Weltklasse als 15 Jahre Durchschnitt.

Die 1:2 Niederlage gegen Algerien war peinlicher Durchschnitt, auch der 1:0-Sieg gegen Österreich. Bei diesem ominösen Spiel ist wirklich nur aufs Ergebnis hingespielt worden. Dieses 1:0 war ein Wunschergebnis für alle Beteiligten: Die Österreicher konnten weitermachen und wir auch. Es gab keine regelrechte Absprache, aber eine Art stillschweigendes Abkommen. Breitner hatte mir mehr oder weniger klar gesagt: Das 1:0 genügt

uns. Derartige »Absprachen« sind seither nicht mehr möglich, da bei einer WM vom Viertelfinale an alle Spiele gleichzeitig stattfinden. Wir haben also ein Tor geschossen und uns sofort zurückgezogen. Die Österreicher trauten sich nicht mal mehr über die Mittellinie vor. Meine größte Parade mußte ich nach dem Einwurf eines deutschen Spielers zeigen. Lächerlich. Nach dem Spiel schwenkten die 45 000 Zuschauer im Stadion ihre Taschentücher. In Spanien, in der Stierkampfarena, bedeutet das: »Geh nach Hause. Du bist ein feiger Armleuchter.« Das Winken galt Deutschen und Österreichern, es galt 22 Spielern, die auf dem Spielfeld mehr oder weniger spazieren gegangen waren. Ich war beschämt.

Konnten wir unter diesen Voraussetzungen gegen Italien gewinnen? Ich glaube nicht. Gott sei Dank haben wir auch nicht gewonnen. Aber ich geriet wieder in die Schlagzeilen. Alessandro Pertini, der italienische Staatspräsident, hatte sich über mich beschwert. Ich hätte ihm die Hand verweigert. Ich konnte das kaum fassen. Wie konnte es zu einer solchen Merkwürdigkeit kommen?

Nach dem Schlußpfiff war Italien Weltmeister. Der Verlierer, das habe ich schon erläutert, verschwindet wirklich am besten sofort von der Bildfläche. Es gibt nichts Schlimmeres, als auf dem Platz zu stehen und zu sehen, wie die anderen den Pokal überreicht bekommen. Ich finde es pervers,

wenn man vom Verlierer verlangt, daß er dabei steht und zusieht.

Den Präsidenten Pertini habe ich schlicht und einfach übersehen. Es wäre mir wirklich eine Ehre gewesen, einen so geschätzten und beliebten Mann begrüßen zu dürfen.

Ein paar Monate später: eine Beschwerde beim deutschen Außenministerium. Der Fußballfan Wolfgang Mischnik, damals Vorsitzender der FDP-Bundestagsfraktion, interveniert, setzt sich mit dem DFB in Verbindung. Die Lösung: ein Entschuldigungsbrief und eine Reise nach Rom.

Hermann Neuberger und ich wurden von Pertini in seinem Staatspalast empfangen. Es war wie ein Märchen, einer der schönsten Augenblicke meiner Karriere. Ein kleiner, sehr lebenslustig wirkender Mann kam auf mich zu, breitete seine Arme aus und rief: »Komm her, laß dich grüßen, du großer Sportsmann«, Das war richtig schön. Wie zwei alte Freunde fielen wir uns um den Hals. Das Eis war sofort gebrochen. Er wollte auch nichts mehr von Entschuldigung hören, schien richtig glücklich, mich zu sehen. Eine halbe Stunde lang plauderten wir über Fußball und das Finale, in einer völlig entspannten Atmosphäre. Wenigstens für Präsident Pertini war ich offensichtlich etwas anderes als ein deutscher Bösewicht. Das tat richtig gut.

Für Millionen Menschen blieb ich eine Art Bestie, wie ich es schon bei meiner Rückkehr nach Deutschland gewußt, wenn auch nicht ganz verstanden hatte.

Um ihre Niederlage leichter zu bewältigen, verkauften mich die Franzosen als eine Art Mini-Hitler. Und ich war furchtbar erschrocken, daß ich, der Torwart Toni Schumacher, plötzlich eine solche Rolle zugeteilt bekam.

Kein deutscher Bundeskanzler hätte – selbst mit großer Mühe – soviel Porzellan zertrümmern können wie ich.

Aber mir war die Tragweite der Ereignisse damals nicht bewußt. Ich war naiv und unpolitisch. Rüdiger nicht. Seine Stimme klang bedrückt, als er meinte: »Wir müssen jetzt höllisch gut aufpassen. In den nächsten Wochen müssen wir ganz eng zusammenrücken. Da kommen einige Torpedos auf uns zu.«

Rein persönlich kann ich mich nicht schuldig fühlen, auch wenn ich tagtäglich mit den Untaten konfrontiert werde, die die Deutschen an Juden, Polen, Russen, Franzosen begangen haben. Nur – wer wollte mir damals schon zuhören? Ich war ein deutscher Barbar, gehaßt, und, man erlaube mir die etwas provokante Feststellung, ich war die Zielscheibe einer neuen Form von antideutschem Rassismus geworden, von deutschem Boden ausgehend... Ich begriff, daß es nicht genügt, wenn man »seine« Wahrheit sagt. Man muß sich auch

richtig ausdrücken. Das konnte ich nicht. Wußte auch nicht wie, da ich sowas nie gelernt hatte. Also blieb mir nur der Rückzug in mich selbst.

Das Monster von Sevilla

Sevilla war in meinem Leben *die* Zäsur.

Nachdenken und Grübeleien haben meine natürliche Unbekümmertheit ganz allmählich erstickt. Der Luftikus, die rheinische Frohnatur, war plötzlich ziemlich ernst. Ich hatte früher so gerne gelacht, Blödsinn gemacht, viel Trubel um mich herum geliebt – nun wurde ich ruhig, suchte die Einsamkeit. Selbst Musik brachte mir keine Freude mehr. Irgendwie war ich zerbrochen, krank, ohne daß mir körperlich etwas fehlte.

Rüdiger Schmitz verlangte dann noch viel mehr von mir. Er intensivte die Stille um mich herum, vertiefte meine Isolation. Er ging wieder mit mir spazieren. Allein. Stundenlang. Jeden Tag. Nicht mal meine Frau durfte dabeisein. Den Kontakt mit Journalisten vermieden wir. Wir haben ewig diskutiert, alles analysiert, die Situation auseinandergenommen. Mit Recht stellte Rüdiger fest: »In der nächsten Zeit werden wir unsere wahren Freunde kennenlernen.«

Er brachte mir bei, die Lage trotz allem wieder ein bißchen optimistisch zu betrachten – zu akzeptieren, daß ich etwas Dummes angestellt hatte. Etwas Dummes, aber nichts Böses.

Wir beschlossen, daß ich jetzt mal ganz egoistisch zuerst an mich selbst zu denken hatte. Ich sollte

mich auf den Fußball konzentrieren wie noch nie zuvor in meinem Leben, Mit dem einzigen Ziel, alles daranzusetzen, mein Image durch unglaublich gute Leistungen zu reparieren. Da ich ja keine Millionen Hände zur Entschuldigung schütteln konnte, blieb mir im Grunde nur die sportliche Leistung, um zu versuchen, das Publikum ein Prozent nach dem anderen zurückzuerobern.

Über die Presse machte ich mir keine Illusionen. Zu viele Journalisten sind sehr schnell mit Behauptungen da, immer bereit zu überzeugen, je weniger sie wirklich verstehen und wissen. Es geht mir nicht darum, mich im Zusammenhang mit den Ereignissen von Sevilla zu rechtfertigen. Alles, was ich will, ist Gerechtigkeit und Unvoreingenommenheit. Der Schock von damals hat einiges in meinem Verhalten geändert. Seither bemühe ich mich, bei jeder leichten Berührung, bei jedem Zusammenstoß, bei jedem Foul, im Gegner zuerst den Menschen zu sehen. Ich glaube aber nicht, daß das meiner Risikofreudigkeit als Torwart Abbruch getan hat. Oft wird mir angst vor meiner Angstlosigkeit.

Auf jeden, der allein auf mich zustürmt, werde ich mit Schärfe und Autorität aus dem Tor heraus zuschießen wie bisher. Daran hat sich nie etwas geändert. Ich weiß, daß der Zusammenprall zwischen Battiston und mir ein Unglücksfall war. Aber ich habe dazugelernt. Der Gegner am Boden ist ein Mitmensch, um den ich mich zu kümmern

habe. Während der WM 1986 habe ich mich um Sanchez und Maradona bemüht. In der Bundesliga verhalte ich mich genauso. Das ist nur nie besonders aufgefallen. Vielleicht will man das auch gar nicht sonderlich wahrhaben? Vielleicht paßt ein fairer Toni Schumacher nicht so gut in das Klischee, das man gerne von mir verbreitet.

Bei den ersten Bundesligaspielen wurde ich mit schrillen Pfeifkonzerten in den Stadien empfangen. Immer wieder beschlich mich das Gefühl: Man will mich verlieren sehen, mich möglichst genervt aus dem Tor weggehen sehen. Alle Möglichkeiten, mich zu verunsichern, wurden ausgeschöpft. Und gnadenlos hat Rüdiger mir eingehämmert: »Du hast eine schlimme Dummheit angestellt. Nur deine Leistungen im Tor können dich jetzt zum wahren Sieger machen.« Das hat mich irgendwie gerettet. Nur deshalb bin ich nicht untergegangen – im Sog tödlichen Selbstmitleids. Parallel dazu wurde ich mit Psychoterror am Telefon verfolgt. In Briefen drohte man mir die Entführung meiner Kinder und Terroranschläge gegen meinen Club an. Es waren keine Franzosen, sondern Deutsche, die das schrieben.

Seit der Affäre Battiston verhalte ich mich bewußter. Direkt nach dem Spiel gebe ich grundsätzlich keine Erklärungen, keine Interviews mehr. Ich bin nicht bereit, nach einem turbulenten

Spiel irgendwelche Aussagen in ein vorgehaltenes Mikrophon zu machen, solange sich meine Nerven noch nicht beruhigt haben. Um etwas Vernünftiges von mir zu geben, muß ich wenigstens die Kabine aufgesucht, wenigstens geduscht haben. Und ich kann inzwischen auch einiges schlucken, ohne meine große Klappe aufzureißen. So geschehen 1986 in München, wo ich während des Spiels wegen einer skandalösen Entscheidung des Schiedsrichters vom Platz flog. Ich hatte den Spieler Roland Wohlfahrt überhaupt nicht berührt – und trotzdem die rote Karte bekommen. Zum erstenmal in meiner ganzen Karriere. Gott sei Dank bin ich nicht ausgeflippt.

Seit Sevilla habe ich es gelernt, mich im entscheidenden Moment zu kontrollieren. Ich habe nur meine Handschuhe weggeschmissen, mich in die Kabine verzogen und unter die Dusche gestellt. Plötzlich stand Rüdiger vor mir, sah mich an und ließ mich in Ruhe. Nach dem Duschen suchte ich nach meinem Handruch. Das Spiel lief noch, und wir hörten die Fans brüllen. »Wir verstehen uns«, hatte Rüdiger gesagt. »Kein Wort mehr, und damit basta.«

Es war unwichtig, über die Richtigkeit dieses Schiedsrichterbeschlusses noch groß zu diskutieren. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Besonders Schiedsrichtern und DFB-Gremien gegenüber.

Ohne Rüdigers Beistand in dieser entscheidenden

Phase wäre ich heute ein menschliches Wrack. Aber auch Patrick Battistons Fairneß war eine Wende für mich.

Das Treffen mit Patrick in Metz war absolut keine »sühnende Erniedrigung«, etwas, das Battiston sowieso nie akzeptiert hätte. Mit dieser Reise konnte ich ganz einfach meiner Verlegenheit, meinem Bedauern über den Vorfall Ausdruck geben. Außerdem bot sie mir die Möglichkeit, die emotionsgeladene Debatte über meine Person in Frankreich ein bißchen abzuwiegeln. Diese Dimension der Situation war mir aber nicht so sehr bewußt. Wir hatten ursprünglich vorgehabt, Patrick Battiston irgendwo zwischen Metz und Köln zu treffen und ein schönes Versöhnungssessen zu genießen. Patrick wünschte sich als Geschenk an einen seiner Freunde – Lokalredakteur einer Zeitung in Metz – die exklusive Story unserer »Verbrüderung«. Kein großes Theater, hatte er versprochen.

Zu dritt fuhren wir los: Rüdiger, sein Bruder Karljosef Schmitz als Dolmetscher und ich. Mir war ein bißchen mulmig: »Wie mag Patrick reagieren?«

In Metz lotste man uns dann in den Hinterhof des Hauptgebäudes einer Lokalzeitung. TV-Leute und Fotografen belagerten den vorderen Eingang. Auch der Journalistenfreund Battistons war da. »Er sitzt oben«, sagte er. Wir folgten ihm in ein kleines Büro.

Dann kam Patrick.

Er sprach nur wenig Deutsch, verstand es aber ziemlich gut. Ich erklärte ihm, wie ich den Schock in Sevilla erlebt hatte: daß der Steilpaß kam, ich rausstürmte, wie der Ball sprang, und daß ich glaubte, er wollte ihn über mich heben.

Er versicherte freundschaftlich: »So habe ich das auch gesehen.«

Danach habe ich ihm beteuert: »Ich wollte dich nicht verletzen. So was hab ich nie gemacht. Das ist überhaupt das letzte, was ich versuchen würde.«

»Ich glaub dir ja«, erwiderte er. »So habe ich das auch gesehen; so stelle ich mir das vor.«

Ich glaube, da hatte ich Tränen in den Augen. Er trug noch eine Halskrause, hatte schwere Probleme mit dem Halswirbel. Wie Patrick mir begegnet ist, das war für mich eine ganz große Erleichterung. Er war unglaublich fair. Ich hatte ihm ja sehr weh getan. Trotzdem brachte er es fertig, sich mir gegenüber so großmütig zu verhalten und mir zu verzeihen.

»Komm, geben wir uns die Hand«, meinte er. »Vielleicht werden wir jetzt sogar Freunde. Die Sache von Spanien ist für mich erledigt, terminée, vorbei, finie.«

Dieser Händedruck war ein großer Augenblick für mich. Überhaupt... Ich war glücklich.

»Hast du was gegen ein Shakehands-Foto?« fragte er. »Mein Freund wartet oben.«

»Ist gut, Patrick.«

Ich hatte nichts dagegen. Wir gingen hoch und wurden in ein Zimmer geschleust. Es war wie Hollywood. Hundert Fotografen, Mikrophone, Kameras, Scheinwerfer, Kabelsalat. Auch Battiston war unangenehm überrascht. Wie ich. Mir wurde heiß, die Luft blieb mir weg. Ich war sauer, böse. Die Adern am Kopf schwellen mir an. Zum Platzen. Ich kam mir vor wie Schlachtvieh, umgeben von Medienhenkern. Das Blut stieg mir in den Kopf.

Gegenüber der Meute nahmen Patrick und ich Platz, sein Freund von der Zeitung und Rüdiger neben mir. Wir unterhielten uns. Da saß doch tatsächlich eine Type unter dem Tisch mitsamt einem Mikrophon. Rüdiger, eben noch freundlich:

»Weg! Ja?« Der Kerl krabbelte von dannen,

Wie es war, wollten sie wissen. Ich erklärte ihnen, daß ich mich mit Patrick schon ausgesprochen hätte, unten. Daß ich ihm mein Bedauern ausgedrückt habe, wie leid es mir täte, daß es nicht meine Absicht war... usw. usw. Ein hollywood-reifes Shakehands. Blitzlichtgewitter.

Auch von *Bild am Sonntag* war eine Journalistin da – eine Hexe. Schon zu Beginn dieses Affentheaters hatte sie mir zugesäuselt: »Wenn das hier alles vorbei ist, fahrt ihr mit zu uns. Wir machen ein kleines Büffet, ein paar Fotos und so.«

»Nie«, hatte ich entschieden abgelehnt. »Das mache ich nicht.«

Schon wollte das Biest uns nichts Gutes mehr.
Ein paar vernünftige Fragen fielen: Battiston und ich antworteten, beteuerten unsere Verbrüderung, wenn auch von Freundschaft nicht die Rede war. Noch nicht.

Nochmals Shakehands, Fotos. Filmreif!

»Ich möchte jetzt fahren«, erlaubte ich mir zu sagen und stand schweißgebadet auf.

Die »Journalistin« von *Bild am Sonntag* war allerdings nicht gewillt lockerzulassen: »Glauben Sie«, flötete sie, »daß Sie durch diesen Händedruck die von Ihnen verursachte Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland wieder bereinigt haben?«

Ich reagierte spontan: »Ich habe Sie nicht hierher gebeten. Ich brauche Sie auch nicht als Zeugin, um meinen Händedruck mit Patrick zu fotografieren. Ich bin gekommen, um mich bei Patrick zu entschuldigen. Das haben wir unter uns erledigt. Außerdem möchte ich auf Ihre unverschämte Art und Weise überhaupt nicht reagieren. Sind Sie eigentlich verrückt? Soll ich mich denn für die deutsch-französische Versöhnung aus dem Fenster stürzen?«

»Aber die Völkerverständigung?«

Wollte diese Zicke mit ihren verbalen Aasgeierkrallen vernarbte Wunden wieder aufreißen? Ich konnte nichts mehr hören, die böse kreischende Stimme dieser Frau nicht mehr ertragen. Nichts wie raus aus dem Raum. Kritische Fragen

seitens der französischen Journalisten hätte ich ohne Einwände akzeptiert und beantwortet. Die Franzosen waren höflich; zwar nicht unbedingt freundlich mir gegenüber eingestellt, was ich verstehe, jedoch fair, einfühlsam... Natürlich löste meine Reaktion jetzt mißbilligendes Murren aus. Wo war ich bloß wieder gelandet?

Auf der Rückreise nach Köln fiel eine Stunde lang kein Wort. Wir ahnten schon die Schlagzeilen des nächsten Tages: »Schumacher-Skandal!«, »Wieder neues Theater in Frankreich«, »Eklat bei Entschuldigung«.

Machtlosigkeit. Wenn jemand von den Medien einmal zum Monster erklärt worden ist, hat er keine Chance mehr gegen die Presse. Abkapseln – das war die einzige Lösung. Schluß mit den Interviews, keine Kommentare, keine Fernsehauftritte. Nur eins: auf dem Spielfeld keine Angriffsfläche bieten. Aber auch das wurde wieder falsch ausgelegt. Sie waren zwar alle böse auf mich, wollten aber trotzdem viel Geld für Exklusivinterviews ausgeben. Die Zeitungen, die Illustrierten, sie waren alle höchst interessiert, richtig scharf. Was die nur wollten, das frage ich mich noch heute.

Ich hatte nur ein Ziel: keine Fehler machen, keinen Fehler im Tor. Und bald fiel dann auch der Spruch: »Schumacher ist ein Marmorklotz, kalt, gefühllos, lebt nur für seinen Käfig.« Mir verging das Lachen, ich mied Partys und stellte auch im Klub keinen Blödsinn mehr an.

Klappe dicht: hinfahren, trainieren, duschen, auf Wiedersehen.

Rinus Michels, mein damaliger Trainer, stand zu mir und meinte: »Sowas kann passieren, ist geschehen, vorbei, vergessen.« Die anderen Spieler fürchteten, mir weh zu tun; das hat mich sehr berührt. Sein Bestes gab auch Peter Weiland, der Präsident des 1. FC Köln, um mir zu helfen. Im Laufe eines geselligen Abendessens in seiner Kölner Wohnung versuchte er allen Ernstes, mich davon zu überzeugen, daß allein Patrick die Schuld an unserem Zusammenstoß trug. Das hat mich ein wenig amüsiert, war aber Balsam auf meine Wunde.

Wie sah der Alltag aus? Psychoterror, Titelstory, Erpressungsversuche, sogar von Leuten einer so angesehenen Fachzeitung wie *Kicker*. Das Ultimatum: »Wenn du kein Interview gibst, dann hauen wir dich eben in die Pfanne und schreiben noch viel schlechter über Toni Schumacher.«

Mach bloß keinen Fehler, Harald! Alle Bälle halten, Harald! Perfekt spielen!

Das war die einzige Antwort, die ich auf all das wußte. Ich hätte auch daran kaputtgehen können. Zu Hause war ich ein Nervenbündel. Marlies hat sicher sehr darunter gelitten und mir sogar vorgeschlagen, aus Deutschland wegzugehen. Sie hat sich wunderbar verhalten. »Ich stehe zu dir, auch wenn du vielleicht unabsichtlich Unrecht getan hast.« Wir haben aber immer versucht, das Thema

Battiston auf die Seite zu schieben, bis zum heutigen Tag.

Heilt die Zeit Wunden? Beruhigt sie den Zorn, erstickt den Haß? Nur zum Teil. Würden die Franzosen vergessen und mir verzeihen? Diese Frage stellte sich schon, als ich mit dem 1. FC Köln in Frankreich gegen Paris St.-Germain spielen mußte... und wollte. Das Publikum tobte, gellende Buhrufe. Es gab nur wenige Zuschauer. Darum habe ich das Gebrüll auch nicht ganz so schlimm empfunden. Ich konzentrierte mich auf das Spiel und hielt sehr gut. Den Aufruhr im Stadion nahm ich nicht wirklich wahr. Dafür den am Flughafen.

Nach der Landung warteten Geheimpolizisten, die mich auf einem anderen Weg zum Stadion brachten als die Mannschaft. Terroranschläge waren angekündigt worden.

»Verdammt nochmal!« empfand ich. »Für die mußt du schon ein schlimmer Hund sein.« Ich kam mir vor wie ein Diktator, mit dem nun abgerechnet werden sollte, oder wie ein Verbrecher, der von einem Heer Polizisten abgeführt wird.

Paris war aber nur ein Vorgeschmack auf das, was mich dann am 18. April 1984 in Straßburg erwartete. Ein Freundschaftsspiel zwischen Deutschland und Frankreich war zur Einweihung des neuen Meinau-Stadions angekündigt. Die 50 000 Plätze waren ausverkauft.

»Testspiel für Schumacher«, »Wie reagiert das Publikum vor der EM«, »Wie verhält sich die Mannschaft«: Die Presse hatte diese Begegnung zu einer Art »französischer Revanche« für die WM-Niederlage hochgespielt. Mehr eine Revanche gegen Schumacher, das Monster, als gegen die deutsche Mannschaft. Wie in Paris wurde »das Ungeheuer« von der Bevölkerung abgeschirmt. Polizei und nochmal Polizei, an Bus, Hotel, Trainingsplatz... Es war mir unheimlich. Aber ich hatte keine Angst. Angst ist ein schlechter Berater. Das weiß ich seit meiner Kindheit.

Spieltag. In den Bus einsteigen. Letzte Reihe hinten rechts. Vorhang zu. Walkman über die Ohren stülpen. Peter Maffay. Sein sinnliches Lied: »... schlägt mich tot, erst dann könnt ihr ganz sicher sein, daß ich mich nicht mehr wehren werde«. »Revanche« hieß das Lied, und es entsprach meiner Gemütslage absolut.

Auf dem Weg zum Meinau-Stadion bekam ich Bruchteile von Hetzparolen und Hakenkreuzen mit. Mal wieder »Nazi«, »Dachauscherge« vom Dienst. Ich wollte das nicht mehr hören und sehen. Schotten dicht. Ich blieb bei Peter Maffay.

Wollte man den Sportler Schumacher sterben sehen? Wie bei einer Corrida das Ende, den Todesstoß, inszenieren?

Mit Rüdiger hatte ich im Hotel das Ausmaß der

Herausforderung analysiert: »Du gehst dran kaputt oder siegst. Du mußt das Publikum besiegen. Entweder du zähmst die Raubtiere, oder sie stürzen sich auf dich. Den Mut mußt du aufbringen, eine halbe Stunde vor dem Spiel – nein, länger noch – du mußt allein ins Stadion gehen. Damit wirst du die Haßexplosion zulassen und zeigen, daß du verstehst, daß man dich vernichten will. Du wirst durch den Käfig laufen wie einer, der darauf wartet, gelyncht zu werden. Denk dran, vergiß das Wichtigste nicht: Du bist in absoluter Sicherheit. Am Zaun stehen die Polizisten. Dir wird Haß entgegenschlagen, unglaubliche, nie dagewesene Abneigung. Nimm alles bewußt wahr. Registrier dieses Pfeifkonzert, versteck dich nicht. Das Gift muß endlich raus.«

Ich wußte genau: Wenn ich schlecht spiele, bin ich out, kippe in den Abgrund. Vorbei. Mindestens für die Nationalelf.

Sicher war mein Platz ohnehin nicht. Jupp Derwall hatte schon einmal versucht, mich aus dem Team zu drängen. Er hatte Bernd Franke, den zweiten Torwart, für ein Match in München nominiert. Bernd hatte sich sehr fair verhalten: »Ich spiele nicht für Toni«, entschied er.

»Er ist und bleibt der Beste. Ich bin 32, das heißt: bald Rentner, fini...«

Derwall gab nach. Erst nach diesem Spiel in München war er bereit, sich hinter mich zu stellen. In Straßburg war er nervös und ängstlich.

Konnte nicht mal mehr grinsen.

Die anderen Spieler versuchten, sich mit mir solidarisch zu zeigen. »Du schaffst das schon«, versicherten sie.

Umziehen. Das Publikum im Stadion hörte sich bedrohlicher an als ein aufgestörtes Wespennest. Viel zu schnell verging die Zeit. Warm machen bedeutete: nach draußen gehen. Ich mußte raus, mit Horst Koppel, eine geschlagene halbe Stunde vor den anderen Mitspielern.

Die zehnstufige Treppe hinauf, genau in die Mitte des Stadions. Schon sah ich überall die Polizisten in ihren blauen Uniformen, mit langen Knüppeln bewaffnet.

Noch stand ich unten, sah mich um, schnappte nach Luft.

Ich muß da durch.

Horst Koppel will wissen: »Wo gehen wir hin?«

»Wo das Theater am schlimmsten ist«, antworte ich ihm fast wie in Trance.

Ich wollte das Schlimmste endlich hinter mich bringen. Für die Mannschaft und mich erreichen, daß das Publikum sich abreagiert. Also, aus dem dunklen Gang unten rauf in das helle Licht oben. Ich komme hoch. Schreie, Pfeifkonzert. Schumacher, als einziger Spieler auf dem Platz. Kein Franzose, kein anderer Deutscher da, nur das Monster von Sevilla. Ohne die Zäune und die Polizei hätten die mich garantiert zerfetzt.

Ich lief bis zur Mittellinie und danach auf mein Tor zu. Ein Hagelregen von Eiern, Kartoffeln, Äpfeln, Steinen empfing mich. Die Zuschauer piffen, schrill wie ein Feuerwerk. Die Luft vibrierte. Unzählige Wurfgeschosse folgten.

Ich hätte glatt eine Obstkonservenfabrik eröffnen können: Immer mehr Obst flog an, auch Büchsen und Flaschen. Diagonal rannte ich weiter, in Richtung auf das Tor. Sechs bis acht Platzlängen laufe ich immer vor meiner Gymnastik im Mittelkreis. Auch diesmal.

Ich gehe ins Tor. Publikum, Fotografen, TV-Kameras und Journalisten im Rücken. Schlimmer als die faulen Eier, die mein Kreuz trafen, spürte ich die bohrenden Blicke der Presse.

Ich mache mich warm. Horst Köppel versucht, das Publikum durch Zeichen zu beruhigen. Die toben nur noch schlimmer, noch wilder.

»Das darf doch nicht wahr sein«, schreit Köppel.

»Sollen wir nicht lieber wieder reingehen?«

»Auf gar keinen Fall«, brülle ich. »Wenn ich jetzt gehe, bin ich ein feiger Arsch.«

Ich war überzeugt: Wenn die hier endlich aufhören, ist die Sevilla-Story vorbei. Da mußt du durch. Endlich erschienen auch die anderen Spieler. Wut und Haß auf den Rängen hatten sich ein bißchen gelegt. Das Spiel konnte anfangen. Ich war in physischer Topform und unheimlich konzentriert. Wollte beweisen, daß ich vor allem ein guter Tormann war. Ich habe gut gehalten. Die

erste Parade schon nach fünf Minuten Spiel, danach mehrere Möglichkeiten, schöne Eckbälle zu pflücken. Nach einem dieser Eckbälle lief Battiston auf mich zu. Wir schauten uns an, gaben uns gegenseitig einen freundschaftlichen Klaps. Wir wußten genau, warum. Es war ihm bestimmt unangenehm, daß mir das französische Publikum Sevilla immer noch nachtrug. Mein Klaps war die Mitteilung, daß ich diese Botschaft verstanden hatte.

Halbzeit. Von den eben noch tobenden 45 000 piffen vielleicht noch 20 000; die andere Hälfte hatte sogar schon Beifall gespendet – wegen einiger guter Paraden.

Zur zweiten Halbzeit lief ich dann mit den anderen Spielern aufs Spielfeld. Ein Alleingang war überflüssig.

Jedesmal wenn ich den Ball hielt, bemerkte ich die Bereitwilligkeit des Publikums, Applaus zu spenden. Nach ungefähr zwei Stunden – ich war ja eine halbe Stunde vor Spielbeginn auf den Platz gekommen – trat die ersehnte Wende ein: von 45 000 keifenden Zuschauern, die mir spinnefeind gewesen waren, blieben am Schluß der Partie nur noch etwa 5 000 ungewinnbar. Die anderen hatten meine Leistungen akzeptiert. Zum Glück siegten die Franzosen 1:0, durch einen unhaltbaren Tor-schuß. Rüdiger hatte es vorausgesagt. Nur Leistung, nur die absolute Konzentration auf Leistung konnte die Krise überwinden.

Auf dem Weg in die Kabine stieß Patrick Battiston zu uns. Demonstrativ reichte er mir die Hand, gratulierte mir für mein »großartiges Halten« und schlug vor, wir sollten das Trikot tauschen. »Nicht auf dem Platz«, sagten wir uns. »Das sähe nach Schauabziehen aus. In der Kabine, ja?«

Wenige Minuten später: Trikottausch, für mich ein wundervoller Augenblick. Ein wenig abseits beobachtete Rüdiger die Szene. Wir fielen uns um den Hals.

Ich wußte, das war ein ganz wichtiger Augenblick meiner Zusammenarbeit mit Rüdiger Schmitz. Unsere Mannschaft hatte zwar 0:1 verloren, aber – ich bitte nachträglich um Entschuldigung – ich hatte einen echten Sieg davongetragen. Am nächsten Tag übertraf sich die Presse in Lobpreisungen, in Frankreich wie in Deutschland. Und die Affaire Battiston wurde nicht erwähnt. Herrlich, phantastisch war das, einmalig. Nur eine einzige Zeitung war anderer Meinung als alle anderen: die *Welt am Sonntag*. Der Kommentar stammte aus der giftigen Feder eines Herrn Golz, des besten Freundes von Karl-Heinz Rummenigge, sagt man. Mit diesem Journalisten habe ich noch kein einziges Wort gewechselt. Aber seit Jahren beurteilt er mich. Niederschmetternd. Auch nach Straßburg. Schumacher sollte seinen Platz für Burdinski freimachen, schrieb er. Das heißt dann wohl: Fair play.

Rummenigge: Allein gegen die »Mafia«

Todschicke Luxusquartiere im »La Mansión Galinda«, ein reibungsloser Organisationsablauf, und dazu ein Delegationschef Egidius Braun, der jedem von uns Freund oder Vater war – je nach Bedarf. Morgens eine halbe Stunde Waldlauf vor dem Frühstück. Training um halb elf – eine Stunde bis zum Mittagessen. Mittagsschlaf. Danach wieder eine Stunde Training. Abends konnten wir Musik hören oder lesen. Ferienlaune – bis auf kleine Mißstimmungen.

Beim Training machte mich Hans Peter Briegel, der Star von Verona, verrückt. Wir wurden in zwei Teams eingeteilt, »A« und »B«. Peter spielte lässiger als ein in seiner Siesta gestörter Sizilianer. Mit ihm verloren wir im A-Team jedes »Spiel«. »Wieso ist Peter auf einmal so träge?« fragte ich Magath. »Eine Unverschämtheit!« Felix hatte es auch schon bemerkt. »Guck ihn dir an. Der denkt an alles andere als an Gegner. Ist wie abwesend. Total schlapp.«

Der Ärmste hatte sich, was Kondition und Training angeht, zu sehr an Italien gewöhnt. Im Ernstfall war er dann aber Gott sei Dank doch voll da. Hatte massenweise Eisen geschluckt.

Im Vergleich zur WM 1982 in Spanien war die WM 1986 in Mexiko ein richtig gut geplanter Ausflug. Hätte nur eine der Hauptpersonen, nämlich Franz Beckenbauer, gleich von Anfang an mehr souveräne Überlegenheit bewiesen, wäre fast alles perfekt gewesen.

Von seinem »fachlich fundierten Wissen, Fingerspitzengefühl und Instinkt« bin ich genauso überzeugt wie Hermann Neuberger, der Präsident des DFB. Und es ist sicher Beckenbauers Verdienst, daß die Talfahrt des deutschen Fußballs ein Ende fand, daß es endlich wieder bergauf ging, aber in Mexiko hat ihn die große Verantwortung fast erdrückt. Vielleicht war er deshalb so reizbar, explodierte so schnell und trat in jedes nur erreichbare Fettnäpfchen. Während einer Pressekonferenz wurde er gebeten, den Weggang von Littbarski (RC Paris) und Förster (Marseille) zu kommentieren. Da entwischte ihm doch tatsächlich die wenig taktvolle Behauptung: »In der Bundesliga spielt nur noch Schrott.« Ein weiterer diplomatischer Ausrutscher: »Mit dieser Mannschaft werden wir nie Weltmeister werden.«

Nach diesen Rundum-Ohrfeigen versammelte er das ganze Team, um sich ganz tapfer zu entschuldigen. Ich sah ihn mir an, wußte, daß er es nicht so böse gemeint hatte – und mußte lachen.

»Glitz mich nicht so blöd an!« giftete er mich an.

»Wir haben uns ja schon verstanden.«

Er wußte, daß ich seit dem Trainingslager Kaiserau seine Führungsmethode kritisch beurteilte. Franz hatte 26 Spieler ausgewählt; 22 durften mitfahren. Das gab natürlich Stoff für Reibereien. Ein erfahrener Chef hätte sich über die psychologischen Folgen dieser Situation mit altgedienten Spielern wie Felix Magath oder Karl-Heinz Rummenigge beraten müssen. Vielleicht hätte es auch genügt, sich an seine eigene Spielzeit zu erinnern.

Eine klare, kluge und aus Erfahrung sprechende Antwort wäre gewesen: Es ist fast unmöglich, zumindest wahnsinnig schwierig, 14 Tage lang mit 26 Spielern zu arbeiten und nach diesem Lehrgang vier Leute abzuservieren... So war die Stimmung im Trainingslager zwangsläufig miserabel. Das Gift saß schon in Geist und Seele, denn es war ganz klar: Von 26 Leuten konnten sich 15 ihrer Position hundertprozentig sicher sein, die anderen 11 warteten, verunsichert, voller Ungeduld und voll von gegenseitigem Mißtrauen. Mich selbst traf es auch. Beim Vorbereitungsspiel gegen Holland, es war in Dortmund, sollte für mich Uli Stein eingesetzt werden.

Es kam zu einer Diskussion mit Franz.

»Meiner Ansicht nach sollte nur ein gut aufeinander eingespieltes Team nach Mexiko reisen.«
»Das ist richtig. Ich muß trotzdem neue Spieler einsetzen. Testen«, beharrte Franz.

»Ein bißchen spät dafür, nicht? Daran hättest du früher denken müssen.«

»Ich hatte keine Wahl, Toni. Alles ist noch möglich, glaub ich. Jeder der Ausgewählten wird seine Chance kriegen. Auch Uli Stein, dein Ersatzmann. Es ist übrigens keine Beleidigung für dich, wenn du mal auf die Bank geschickt wirst. Für einmal. Du wirst's überleben.«

»Sag mir mal ehrlich, Franz, macht der Druck auf dich?« bohrte ich.

»Nein. Aber – das ist schon in Ordnung. Außerdem – die Entscheidungen treffe ich.«

»Das ist richtig, Franz. Trotzdem denke ich, es wäre nötig, das Stammteam aneinander zu gewöhnen. Ich muß harmonisch mit meinem Libero zusammenspielen. Im Interesse der Mannschaft und, zugegeben, auch in meinem, möchte ich also unbedingt wenigstens eine Halbzeit mit dem neuen Libero in Dortmund spielen.«

»Du bist stur«, ärgerte sich Franz. »Der Stein wird seine Chance bekommen zu bestätigen, daß er die gute Nummer Zwei ist, und damit basta. Entscheidungen treffe ich, nicht du. Das Team wird sich schon einspielen. Hat es bisher noch immer getan.«

Wochen später, in Mexiko, war er des Lobes voll über das ausgezeichnet aufeinander eingespielte französische Team. Meine Argumente waren also doch nicht so unsinnig gewesen. Die Gelegenheit,

seine Entscheidung durchzusetzen, hatte ich ihm selbst geliefert. Da meine kleine Tochter mit Lungenentzündung ins Krankenhaus eingeliefert worden war, hatte ich mich von Co-Trainer Köppl beurlauben lassen. Franz kritisierte meine Abwesenheit heftig. Mehr noch: Er versuchte, die Krankheit meiner Tochter und meine Sorgen zum Vorwand zu nehmen, um mich von dem Spiel gegen Holland »zu befreien«, zugunsten von Uli Stein. Eine arg faule Ausrede. Die Diskussion über die für mich entscheidende Bedeutung eines eingespielten Teams und dessen Vorbereitung entflammte erneut. Darüber habe ich auch, ganz »locker«, vor der Presse gesprochen. Ein Anlaß für Franz, mir später vor versammelter Mannschaft die Leviten zu lesen: »Wenn es dir hier nicht gefällt, dann fährst du nach Hause.« Wollte ich dann schließlich auch.

Dann setzte sich Hermann Neuberger mit Rüdiger Schmitz in Verbindung. Rüdiger kam mich besuchen. Er konnte mich überzeugen, daß mein Abgang eine mittelgroße Eselei gewesen wäre – auch für das Team. Als erster bekam Beckenbauer meinen Entschluß mitgeteilt: »Ich fahre mit«, sagte ich.

»Wohin denn?« seine Frage.

»Nach Mexiko, zur WM.«

»Ja, sag mal, wo wolltest du denn sonst hinfahren?«

»Nach Hause, du weißt ja...«

»Du bist ein verrückter Hund!« lachte er, gewillt, den Zwischenfall herunterzuspielen. »Ich wollte dich doch nie wegjagen, Toni. Die Idee hat mich nicht mal gestreift.«

Dieses Auf und Ab war schon unangenehm. Ich habe Beständigkeit vermißt. Wäre Beckenbauer in Mexiko doch streng gewesen wie mit mir in Kaiserau! Wir hätten uns viele Pannen erspart. Den Absprung vom Spieler zum Trainer hat er bis heute noch nicht ganz geschafft.

»Franz kann mir die Augen verbinden, mich vor eine 100 m tiefe Schlucht stellen und verlangen, daß ich Schritt für Schritt noch weiter auf den Abgrund zugehe. Ich würde es wagen. Soviel Vertrauen habe ich. Ich gehe für ihn durch dick und dünn.« Originalton eines früheren Interviews. Ich werde Beckenbauer auch weiter blindes Vertrauen zeigen, aber einen kleinen Sender mitnehmen, auf dem mir einer im letzten Moment »Stop« sagen könnte...

Nein, so denke ich in Wirklichkeit gar nicht. Ich wünschte mir nur, daß der Abgrund nicht mehr 100, sondern vielleicht nur einen halben Meter tief wäre.

Der zweite problembeladene Mann in unserem Team war einer, in den wir eigentlich die größten Erwartungen gesetzt hatten: Karl-Heinz Rummenigge. Er wollte der in Mexiko versammelten

Weltpresse beweisen, was für ein Spitzensportler er doch sei, daß er sich noch immer und trotz allem auf seine Beine verlassen könne, daß seine 30 Jahre nicht zählen würden (obwohl das häufig ein kritisches Alter für Feldspieler ist). Wie schon 1982 und 1984 war Karl-Heinz mal wieder verletzt. Diesmal nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Er litt offensichtlich an Verfolgungswahn. Franz Beckenbauer bemerkte ganz treffend: »Der hat augenblicklich Ohren und Augen am Hinterkopf, der hört und sieht das Gras wachsen.« Karl-Heinz machte später selbst seinen Gefühlen Luft: »Gefühle kann man nicht beweisen, diese Erfahrung habe ich machen müssen. Blicke, Gesten, Sichanschweigen, Wispern hinter dem Rücken. Das steigt hoch – aber du kannst mit niemandem darüber reden. Du machst dich lächerlich, wenn du zu Toni sagst: ›Warum siehst du denn weg? Hast du was gegen mich?‹ Da lacht der mich doch aus. Befreundete Journalisten erzählten mir dann, was der eine oder andere Kölner über mich gesagt hatte. In *Bild* steht dies und jenes, im Kölner *Express* sagte Toni, daß ich nicht in die Mannschaft gehöre. Da platzt mir beim abendlichen Pressegespräch der Kragen. Ich schlug zurück: ›Diese Kölner Mafia!‹ Eine Stunde später erfuhr es Toni, so prallten wir im Speisesaal aufeinander.«

So ähnlich war's. Viel anders konnte es auch nicht kommen. Im nachhinein verstehe ich, daß

ein mit sich selbst so unzufriedener Spieler wie Karl-Heinz Rummenigge irgendwann durchdrehen mußte. Für ihn war ich der Stärkste, also suchte er die Kraftprobe mit mir. Mich besiegen, das hätte ihm in der Mannschafts-»Hackordnung« die führende Position eingebracht und sein Selbstwertgefühl beträchtlich erhöht. Seine Verletzung kann nicht alle seine Launen entschuldigen. Auch ein völlig gesunder Rummenigge, der seine Kraft, seine Technik und seine Geschwindigkeit zu 100 Prozent einsetzen kann, hätte Wege gefunden, uns vor Probleme zu stellen. Er ist so genial wie egoistisch. Für ihn muß alles um ihn herum »stimmen«. Der Rest der Mannschaft hat sich seinen Bedürfnissen anzupassen. Sonst klagt und hadert er – bedauerlicherweise nicht offen und ehrlich.

Wie oft hat er sich bei mir über Beckenbauer beschwert, über die Trainingsmethoden, die dusselige Rennerei, die fiese Stimmung in der Mannschaft. » Na komm«, meinte ich schließlich. »Wir klären das alles jetzt mit Franz, das ist das Beste.« So zogen wir los: Felix Magath, Karlheinz Förster, Rummenigge und ich. Jeder erklärte Franz ganz offen, wo ihn der Schuh drückte, was anders sein sollte. Bis auf einen: Rummenigge. Der ließ nichts verlauten, blieb ganz diplomatisch in Deckung, sagte kein einziges zorniges Wort. Die ersten richtig bösen Worte fielen erst viel später – gegen mich.

Rummenigge als »feinen Taktiker« zu erleben, das war in der damaligen Situation zwar überraschend, mir aber nicht ganz neu. Vor der WM in Spanien hatte ich ein »stilles Abkommen« zwischen ihm und Paul Breitner erlebt. Dementsprechend gab es weder von Paul noch von Karl-Heinz die kleinste Kritik über den anderen. Mit dieser Allianz wurde ein großer Teil der Mannschaft mundtot gemacht. Einzig Uli Stielike brachte den Mut zur Rebellion auf. Er warf Rummenigge vor: »Wer verletzt und nicht einsatzfähig ist, sollte im Endspiel wirklich einem gesunden Spieler Platz machen.« Dieses Argument wollte partout nicht in Kalles Kopf. In seiner maßlosen Selbstüberschätzung glaubte er, trotz Verletzung Spitzenfußball zu spielen. Damals schon. Vier Jahre später in Mexiko: Bitte, dasselbe nochmal... Ich weiß, wie er sich gequält hat, verbissen versucht hat, seine Verletzung in der gebotenen Zeit auszukurieren. Seine Topform hat er trotz aller Mühe zu keinem Zeitpunkt erreicht. Leider fehlte ihm der Anstand, früh genug einzusehen: »Tut mir leid, es hat keinen Zweck. Nehmt einen gesunden Spieler mit.«

Franz glaubte an ihn, gab ihm immer wieder neue Chancen. »Natürlich wirst du dabeisein«, versprach er in der Hoffnung, Rummenigge weiter aufzubauen. Der wurde aber nur ungeduldig.

Unsicherheit ist für Lügen der ideale Nährboden. Erst heute ist mir klar: Karl-Heinz fürchtete, ich

könnte auf seinen Platz als Mannschaftskapitän drängen. An seiner Kapitänsbinde lag mir nun wirklich nichts. Die verpflichtet nämlich zu einem Scheißjob. Jeder meint, er kann einem mit seinen Wehwehchen auf die Nerven gehen. Diese fixe Idee müssen ihm böswillige »Ratgeber« eingepflichtet haben. Vielleicht jemand von der *Welt am Sonntag*? Jedenfalls hat ihn irgend jemand mit faustdicken Lügen in diese Sackgasse getrieben, ihm vorgegaukelt, er sei besser als Völler, Allofs und Littbarski, und die Mannschaft stünde ganz solidarisch hinter ihm. Dabei war Karl-Heinz wirklich nicht der Beliebteste. In Mexiko hatte er es von Anfang an verstanden, für reichlich Ärger zu sorgen. Der »Fall Rummenigge« wurde sogar vom »Spielerrat« aufgegriffen: Er kam verspätet zum Essen, beschlagnahmte rund um die Uhr einen Masseur für sich allein, obwohl die beiden Masseure für alle 22 Spieler vorgesehen waren und sowieso nicht für jeden Zeit hatten. Damit blieb nur noch ein Masseur – und das gesamte Team mußte darunter leiden. Jeder tat stillschweigend, was er eben konnte. Auch ich mußte meine gezernte Achillessehne fast immer selbst verbinden. Das machte mir nicht viel aus; ich wußte, Kalle war verletzt und hatte dazu noch ein schmerzhaftes Sondertraining. Mit einem dritten Masseur wäre uns allen geholfen gewesen, aber wenn man dieses Thema auch nur erwähnte, wurde das als Majestätsbeleidigung gewertet. Überempfindlich zog Kalle sich zurück, gesellte

empfindlich zog Kalle sich zurück, gesellte sich zu Augenthaler und Stein. Vielleicht haben die beiden ihm die kindische Vermutung eingetrichtert, ich sei ihm gram und spinnefeind. Warum? Na, der beiden Schüsse wegen, die er mir im Europapokalspiel Inter Mailand gegen den 1. FC Köln ins Tor gesetzt hatte. Der reinste Schwachsinn. Die Behauptung, ich wäre mit Kalle über Kreuz, machte mich traurig.

»Wir sind nie Freunde gewesen«, habe Karl-Heinz erklärt. So ist es ja nun auch nicht. Immerhin war er mit zwölf anderen Freunden mein Gast zur Geburtstagsfeier meiner Frau, und ich hatte ihn auch in seinem Haus am Corner See besucht. Ich hatte wirklich nichts gegen ihn. Nur etwas gegen den DFB. Es ärgerte mich, daß der DFB uns beide ungleich behandelte. Die *Welt am Sonntag* schlug Rummenigge eine eigene Gastkolumne vor. Er durfte den Vertrag unterschreiben. Mir wurde eine ähnliche Tätigkeit verboten. Der Kölner *Express* hatte sich von mir eine Art »Tagebuch« gewünscht. Für mich gab es keine Genehmigung.

Schon die Tischordnung im »La Mansión Galinda« drückte alles andere als Harmonie aus. Unter den wachen Augen der »Dreifaltigkeit« am Traiertisch – Franz Beckenbauer, Berti Vogts, Horst Koppel – bildeten sich drei weitere Tafel-Clans:
– der »Münchner« mit Hoeneß, Augenthaler, Rummenigge, Matthäus sowie sämtlichen frust-

geplagten Ersatzspielern und ein paar »Nordlichtern« wie Stein und Jakobs;

– der »Kölner« mit Allofs, Littbarski, Immel, Rolff und mir;

– der »Gleichgültige« mit Förster, Briegel und Allgöwer.

Es hatten sich Grüppchen gebildet, Ausdruck von privater und persönlicher Freiheit und Eigenheit, von Sympathie oder Antipathie; kleine Freiräume, in denen man sich entspannen konnte unter Gleichgesinnten.

Im Training mußte ich Stein Bälle zuschießen. Er hatte sich selbst zu meinem Rivalen erklärt, aber ich konnte ihn erfolgreich ignorieren: seinen Neid und seinen abgrundtiefen Haß. Aber weil ich kein Masochist bin, wollte ich ihn nicht unbedingt auch noch beim Essen neben mir haben. Mir war es lieber, mit Litti und Allofs freundschaftlich zu klönen. Klar, daß Gruppenbildung das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht fördert.

Ganz im Gegenteil: Verdächtigungen und Mißtrauen machten sich breit und vergifteten die Atmosphäre. Eines Abends dann, beim Essen, bemerkte ich eine ungewöhnliche Aufregung und Getuschel am »Münchner«-Tisch. Wir »Kölner« wußten nicht, worum es ging, und saßen vollkommen ahnungslos da. Pierre Littbarski war wie immer schnell mit dem Essen fertig und ging schon hinaus. Zwei Minuten später kam er wieder zurück: Wir sollten zu Rüdiger Schmitz aufs

Zimmer kommen. Das war alles. Über den Hinterausgang stiegen wir also zu Rüdiger hoch, wo wir dann alles ausführlich erfahren haben. »Kölner Mafia«. Blödsinnige Formulierung. Wut im Bauch. Empörung über eine so ungerechte Behauptung. Dabei hatte ich in jedem Interview Karl-Heinz geschont, hatte immer wieder gesagt: »Wenn Rummenigge topfit ist, muß er spielen. Wenn nicht, hat er auf dem Platz nichts zu suchen.«

Ich wußte ja von seinem Ehrgeiz, wie er sich quälte, wieder hochzukommen, Kondition zu finden. Er wollte unbedingt Star der WM sein. Der Argentinier Maradona, der Franzose Platini, der Mexikaner Sanchez – sie waren Spitze. Karl-Heinz wollte zu diesen Spitzenspielern gezählt werden. Sollte er auch. Hätte mich riesig gefreut. Er stand zwar auf der Matte, der Motor lief, aber die Startfahne ging nicht runter.

Andere drehten währenddessen schon ihre Runden. Voller Frust saß er herum. Und spuckte nun Gift und Galle in meine Richtung.

Ich platzte los: »Feierabend! Mir reicht's! Ich hab die Nase voll! Ich fahre jetzt nach Hause!« Rüdiger versuchte, die Wellen der Empörung zu glätten.

Ich rief Marlies an. Wie Rüdiger war auch sie der Ansicht: »Weder Rummenigge noch Stein sind es wert, daß du auf deine WM-Chance verzichtest.

Dafür hast du vier Jahre gearbeitet!« Klaus Allofs und Pierre Littbarski waren genauso betroffen und aufgeregt wie ich.

»Das ist ja mal wieder ein dicker Hund!« brüllte Allofs. »Der Kerl spielt wie 'ne lahme Ente und braucht Sündenböcke. Der ist doch mit sich selbst nicht zufrieden. So kann das nicht bleiben. Wir sollten reagieren.«

»Du hast recht«, echote Pierre Littbarski. »Kalle dreht durch. Das ist nicht weiter verwunderlich, er steht unter Druck. Publikum und Presse erwarten alles von ihm. Wenn der jetzt Mist erzählt, ist das aber kein Grund, daß wir uns selber bestrafen, daß *wir* zurückfliegen. Rüdiger hat recht. Wie kämen wir dazu, Mexiko und die WM sausen zu lassen – wegen dieser dämlichen Rummenigge-Presseerklärung. Der kann uns doch mal...!«

»Abhauen kommt auch für mich nicht in Frage«, meinte Klaus Allofs. »Wir werden Kalle jetzt einfach auffordern, dieses Mafia-Geschwafel vor Beckenbauer, Braun und dem versammelten Team zu widerrufen!«

Allofs und Littbarski waren nicht weniger aufgebracht als ich. Das ganze Affentheater war mir zutiefst zuwider. Über das Hoteltelefon erreichte Pierre Littbarski Beckenbauer, im Speisesaal. Franz war ziemlich irritiert und bat uns, hinunterzukommen. Es gibt Menschen, die werden ausgesprochen aggressiv, wenn sie sich im Unrecht

wissen. So auch Karl-Heinz: »Hör auf«, zeterte er, »in *Bild*, *Spiegel* und *Express* über mich herziehen. Du bist doch bloß auf meine Kapitänsbinde neidisch. Das fühle ich doch ganz »Mann, du spinnst! Du hast nicht mehr alle Latten im Zaun!« gab ich schroff zurück.

Franz konnte bezeugen, daß ich es schon in Kaiserau abgelehnt hatte, die Kapitänfunktion zu übernehmen.

»Holen wir doch die Zeitungen«, schlug er vor. »Dann werden wir ja sehen, wer hier lügt oder spinnt.«

Pierre Littbarski holte die Zeitungen; den *Spiegel* ließen wir uns per Telefax aus Deutschland überspielen. Das große Suchen begann. Nichts. Nicht *ein* abfälliges Wort aus meinem Mund – in keiner der Zeitungen. Im *Spiegel* war nicht mal mein Name erwähnt. Rummenigge wollte nicht einlenken. Er biß sich fest:

Er könne nichts beweisen, aber zwischen den Zeilen, das *spüre* er, stünde einiges... eben nur *Spürbares*... Er sprach lediglich von seinen »Gefühlen«, brach wegen seiner »Vermutungen« Streit vom Zaun. Es war nicht nur peinlich, sondern schon lästig.

Auch für unsere Trainer. Zum erstenmal stauchte Franz in unserer Gegenwart Rummenigge zusammen – ohne viel Erfolg. Karl-Heinz betete seine Litanei weiter:

»Der Toni hat gegen mich Stimmung gemacht.«

»Ganz im Gegenteil, verdammt noch mal!« brüllte ich schließlich. »Bisher habe ich allen Journalisten gesagt, daß du unbedingt spielen mußt. Hör jetzt endlich mit diesem Schwachsinn auf und entschuldige dich. Ich laß mir deine Ungezogenheit nicht mehr gefallen. Ich hau hier ab!«

»Ich glaub dir aber nicht.« Er blieb stur. »Ich hab das Gefühl...«

Ich stand auf. »Wißt hr was? Ihr könnt mich mal allesamt gefühlvollst am Arsch lecken! Es wird mir langsam zu blöd, hier noch weiter zu palavern! Ich werde mir noch Flusen an den Mund reden, um dir meine Unschuld zu beweisen.«

Rüdiger erwartete mich in seinem Zimmer.

»Es hat keinen Zweck«, wiederholte ich ihm. »Ich mach das nicht mehr mit. Da unten wird zuviel dummes Zeug gefaselt. Irgendwann kommen die uns noch mit der Erklärung, daß Rummenigge das mit der Mafia gar nicht so sehr, aber doch ein bißchen, also genauso gemeint hat.«

Ein Anruf von Franz: ob ich zu ihm aufs Zimmerkommen würde? »Laß, Franz, es hat wohl nicht mehr viel Sinn. Mit Verleumdern kann ich nicht zusammensitzen. Ich haue ab.«

Ich verzog mich in mein Zimmer, auf der Suche nach einer Möglichkeit, meinen Zorn abzureagieren. Stemmen. Keeperhandschuhe übergezogen, die Hantel hoch, die Hantel runter – von mir aus bis zur Erschöpfung. Ich war schweißüberströmt,

als Felix Magath und Rudi Völler hereinkamen. Beide wollten mich zum Bleiben überreden. Für mich ausgeschlossen. Sollte ausgerechnet ich für Rummeniggess Seelenzustände und seine Unverschämtheiten geradestehen? Völler konnte mich verstehen.

Auch Beckenbauer stürmte in mein Zimmer. »Komm jetzt zu mir rüber«, versuchte er, mich zu überreden.

»Wir warten alle nur noch auf dich.«

»Nein.«

Eine halbe Stunde lang predigte Franz an mir vorbei in die Wüste. Ich schwieg verbissen – die Hanteln hoch, die Hanteln runter, in der stillen Sehnsucht, sie ihm ins Kreuz zu schmeißen. Wie konnte er nur so schwach sein, so auf Ausgleich versessen, so gräßlich diplomatisch. Wieder mal. Derartige Diplomatie ist mir ein Greuel. Er wollte Rummenigge die mit einer öffentlichen Entschuldigung verbundene »Erniedrigung« ersparen.

Felix Magath, der sensible Eigenbrötler, kochte vor Empörung. Vor der WM war er ein vielkritischer Mann. Durch sein hervorragendes Spiel in Mexiko hatte er an Selbstsicherheit gewonnen, konnte Entscheidendes sagen und wußte, daß seine Meinung zählte. Er gab Franz ganz unmißverständlich zu verstehen, daß er ihn für einen der Hauptschuldigen an diesem traurigen Spektakel hielt, weil er es nicht geschafft hatte, Karl-Heinz durch ein Machtwort zur Raison zu bringen.

»Wir haben die Nase gestrichen voll von dem Hin und Her um Karl-Heinz, und noch voller von diesem dämlichen Mafia-Geschwafel«, schnaubte Felix. »Toni hat recht. Rummenigge! Spielt er nun, oder spielt er nicht? Es wird doch wohl nach andere Themen geben, oder?«

Diese Vorwürfe aus dem Mund eines seiner loyalsten Spieler stießen Franz bitter auf.

Ihm fiel keine Parade ein. Er fühlte sich in die Enge getrieben und fluchte los: »Wenn du nicht sofort mit deinen verdammten Scheißhanteln aufhörst, dann schmeiße ich die Dinger aus dem Fenster!«

Sein hilfloser Zorn war rührend, meine Wut schmolz allmählich. »Die Dinger kannst du gar nicht heben«, grinste ich ihn an.

Auch er grinste. Wir wechselten noch ein paar lebenswürdige Bosheiten, dann folgte ich ihm in sein Zimmer. Dort warteten Allofs, Litti, Vogts, Koppel, Egidius Braun und Rummenigge. Der Delegationschef bastelte an der Formulierung für Rummeniggiges Entschuldigung. Der blieb störrisch wie ein Esel.

»Das kann ich so nicht sagen«, jammerte er. »Ich steh doch da wie ein Hampelmann.«

Braun sprach ein Machtwort. »Schluß jetzt, Karl-Heinz. So kann das nicht weitergehen. Du wirst dich jetzt entschuldigen, sonst ziehen *wir* die Konsequenzen!«

Nach dieser massiven Drohung war Kalle schließ-

lich bereit, besagte Erklärung abzugeben. Nach einem letzten Versuch, die Formulierung mundgerecht zu drehen.

»Sieg für Schumacher«, hieß es danach. Wieso eigentlich? Ich hatte weder Kampf noch Streit gesucht, also gab es für mich weder Sieg noch Niederlage. Nur Zeitverlust, unnötige, kindische Dummheit – so überflüssig wie Fußpilz.

Zwei Tage später sah auch Kalle das ein. Nach einem Fototermin suchte er ein Gespräch mit mir, unter vier Augen. »Hast du noch etwas Zeit?« wollte er wissen.

»Natürlich«, antwortete ich, erfreut über seine Initiative.

»Weißt du, Toni, wir haben uns zwar ausgesprochen. Diese dumme Sache scheint erledigt zu sein. Aber das ist nicht echt. Wir gehen aneinander vorbei und haben uns außer ›Guten Appetit‹ und ›Guten Morgen‹ anscheinend nichts zu sagen. Die Mannschaft merkt doch, daß wir – die beiden Stärksten – uns immer noch grimmig begegnen.«

»Ist schon o.k. Karl-Heinz. Ist auch mir unangenehm.«

»Also, vergessen wir das Ganze. Im Interesse des Teams.«

Ich war froh darüber, daß Kalle für die Mannschaft über seinen eigenen Schatten springen wollte. Zum erstenmal, seit ich ihn kannte. Hut ab. Nach dem »Waffenstillstand« schlossen wir

einen echten Friedensvertrag. Die Presse sprach von Versöhnung. Endlich.

Ich möchte mir nicht erlauben, in Karl-Heinz Rummeniggess Seelenleben rumzubaggern. Er steckt in einer Zwickmühle. Erlebe ich nicht auch ständig den gleichen Leistungsdruck, die Angst vor der Verletzung, die uns endgültig spielunfähig macht? Adieu Karriere, Verträge. Tschüß Popularität. Wie ein Damoklesschwert hängen finanzielle Einbußen über unseren Köpfen. Rummeniggess größter Geldgeber nach Adidas ist Fuji. Klar wie ein Quellwasser ist, daß Karl-Heinz ein goldenes Angebot von mindestens 1 Million DM bekommen hat. Schließlich war er Nationalspieler und potentieller Teilnehmer an den Weltmeisterschaften 1982 und 1986. Er fühlte sich beruflich und moralisch verpflichtet, jedes Risiko einzugehen, nur um spielen zu können. Ähnlich hatte ich in Rom bei der EM 80 gehandelt und mit gebrochenem Finger gespielt. Was wäre passiert, hätte ich einen oder zwei Bälle verpaßt!

Eine ungeheure Belastung. Wie hätte Inter Mailand reagiert, hatte sein Image Kratzer bekommen?

Vielleicht standen in seinem Vertrag mit Fuji auch Klauseln. Ich kenne diesen Vertrag nicht. Aber gegen Klauseln war ich immer.

Clevere Werbefachmänner versuchen immer wieder, bestimmte Auflagen als Klauseln im Ver-

tragstext unterzubringen. Wie zum Beispiel: Der Spieler muß bei einer EM oder WM mitspielen, Bundesliga-Meistertitel erreichen, eine festgesetzte Mindestanzahl von Toren pro Saison schießen, usw.

Solche Bedingungen lehne ich ab. Grundsätzlich.

Mexiko-Story

Karl-Heinz Rummenigge habe ich eigentlich nie als einen Feind betrachtet. Ganz anders ist das mit Uli Stein. Zwischen ihm und mir ist eine Verständigung nicht mehr möglich. Eigentlich wollte ich keine Zeile an diese Type verschwenden. Das hätte mir aber als Zeichen für Feigheit ausgelegt werden können.

Stein kennt vor allem unfaire Methoden, also sitzen seine Hiebe leider meistens unterhalb der Gürtellinie. Der Ehrgeiz, Erster werden zu wollen, ist normal und absolut legitim. Dafür habe ich Verständnis. Stein hat aber wohl geglaubt, es würde genügen, den Rivalen häufig genug zu diffamieren, um an das ersehnte Ziel zu kommen. Für seine ständigen Verleumdungen habe ich kein Verständnis.

Stein ist ein sehr guter Torwart, das erkenne ich gerne an. Ich erwarte nicht, daß er dasselbe über mich sagt. Völlig gegenteilige Bemerkungen über meine Leistungen aber sollte er sich – seiner eigenen Glaubwürdigkeit zuliebe – besser verkneifen. Seine Anwesenheit in Mexiko war nur schwer zu ertragen. Ich bat den Co-Trainer, außerhalb der Blick- und Giftzone des haßerfüllten »Mitspielers« Stein trainieren zu dürfen. Horst Köppel war lieb, er verstand mich. Mein Ausweichmanöver genügte aber nicht, unsere Num-

mer Zwei zu beruhigen. Er verbreitete weiter seine Gehässigkeiten und Beleidigungen. Nicht einmal Beckenbauer war vor Steins Niederträchtigkeit sicher: Stein nannte ihn einen »Suppenkasper«. Es kam schließlich zu dem verdienten Rauschmiß und seinem vorzeitigen Rückflug nach Hamburg. Diese Abreise bedeutete Erleichterung. Auch die anderen Spieler, mit denen er zuvor am Tisch gesessen hatte, fanden plötzlich ihre gewohnte Liebenswürdigkeit wieder. Sie kamen zu mir, klopfen mir auf die Schulter, gratulierten: »Super, Klasse, wie du gehalten hast. Mach so weiter.« Beckenbauers Engelsgeduld mit diesem Paket gebündelter Charakterfehler blieb mir rätselhaft. Vielleicht hielt er sich so beispielhaft zurück, weil er, laut Journalistenaussage, davon wußte, daß Stein, Hoeneß, Augenthaler und Jakobs den Zapfenstreich um volle drei Stunden überzogen hatten? Im »La Mansión Galinda« kursierten die dollsten Gerüchte über Weibergeschichten...

Aber auch eine andere Erklärung erscheint mir plausibel. Ziemlich bald nach seinem Debüt als Teamchef vertraute Franz mir an: »Du wärst mein richtiger Kapitän.«

Ich reagierte verduzt. Das war doch Rummenigges Titel. Mit der Zeit stellte Franz fest, daß ich eine ziemlich ausgeprägte Person bin. Wollte er mir Stein als Gegengewicht hinstellen, als eine »Reizfigur«, die mich »beschäftigen« sollte?

Stein muß die Taktik bemerkt haben. War er verbittert? Verbreitete er deswegen dieses dümmlische, bösertige Gerede über mich? Und dazu noch ungestraft! Während der Halbzeitpause im Spiel Deutschland gegen Uruguay legte er sich auf den Rasen, rollte sein Trikot auf und ließ sich in der sengenden Sonne das Fell braten. Er schien auf den Hitzeschlag zu warten. Ziemlich verantwortungslos. Wer hätte für mich ins Tor gehen können, wäre ich verletzt worden?

Vom Tribünenplatz aus betrachtete Stein dann unser Spiel gegen die dänische Mannschaft – »von oben herab«. Er vergaß zu bedenken: Selbst auf einem Himalajagipfel bleibt ein Zwerg ein Zwerg... Stein wird nie eine neue Chance bekommen. Es gibt zu viel Wirbel um seine Person. Immel als Kronprinz? Warum nicht? Begabt ist er. Vielleicht noch zu unbeständig, zu unreif. Er hat auch noch Zeit. Noch gehöre ich nicht zum alten Eisen.

»Das Zusammenleben ist eines der schwierigsten Leben.« Sind Zank und Streit wirklich unvermeidlich? Träumen wir ein wenig – stellen wir uns vor, es findet ein Länderspiel statt. Alle Feindschaften, Frustrationen und Gereiztheiten unter den Spielern sind aus- und wegdiskutiert. Alle Probleme in der Vorbereitungszeit schon dank der guten Gruppendynamik vom Tisch gefegt. Welches Mehr an Einsatzbereitschaft ent-

stünde durch diese Harmonie? Wie viele zusätzliche Siegeschancen?

In den Jahren, die mir noch bleiben, möchte ich mich anstrengen, ein bißchen friedlicher zu werden. Vielleicht kann ich mein Temperament etwas zügeln. Ich bin oft zu direkt, zu ehrlich. Wenn mir etwas nicht paßt, kann ich nicht taktieren oder diplomatisch antworten. Franz Beckenbauer mag das nicht. Wahrscheinlich, weil er einen ähnlichen Charakter hat. Auch er gibt schon mal Dummheiten von sich, die er am nächsten Tag wieder graderücken muß. Er macht das bajuwarisch. Ich auf kölsch, ein bißchen lauter.

Allen Zankereien und Pannen zum Trotz ist unsere Mexiko-Bilanz nicht katastrophal. Wenigstens sportlich gesehen. Erstes Spiel: Deutschland – Uruguay. Die Südamerikaner greifen hart an. Englischer Fußballstil gepaart mit südländischem Temperament. Wir werden überrollt. Die Hitze bringt uns schier um. Ein »Null-Ergebnis«, 1:1, ein Wunder. Zweites Spiel: Deutschland- Schottland. Kein leichtes Spiel; wieder diese drückende Hitze. Unser Mittelfeld taugt nichts, die Sturm- spitze ist lahm und stumpf. Nach einem 0:1- Rückstand gewinnen wir schließlich mühsam mit 2:1. Die Dänen waren beweglich, flink und athletisch. Und sie erteilten uns auch gleich eine Lektion. Die Ballartisten aus Kopenhagen wissen, wie

sie ihre Gegner frühzeitig im Spiel stören können. Ihr deutscher Trainer Sepp Piontek hatte ganze Arbeit geleistet. 0:2-Niederlage für uns.

Angst vor dem Spiel gegen Marokko. Ein Tor Vorsprung würde den Marokkanern genügen – wir würden ausscheiden. Lieber gegen ein starkes Team kämpfen als gegen unbekannte Outsider. Knapper Sieg für uns, 1:0.

Hexenkessel Monterrey: Deutschland – Mexiko. Anpfiff. Die Menge rast. Der Teufel ist los. Ich würde mich nicht wundern, wenn sich der Schiedsrichter von dieser Stimmung anstecken ließe. Aber er bleibt objektiv, neutral. Ich habe wenig zu halten. Wenige Minuten vor Schluß kommt ein gefährlicher Kopfball. Ich streife das Leder, lenke es auf die Torlatte. Glück gehabt. Schlußpfiff. Spielergebnis 0:0. Die Ersatzspieler rennen auf mich zu. »Klasse Toni, super gehalten. Deine letzte Parade hat uns gerettet. Den Ball hatte ich schon im Tornetz gesehen«, gratuliert Rudi Völler. Dann, aufmunternd: »Du bleibst doch der Beste! Zwei – mindestens zwei Elfmeter hältst du. Ganz sicher. Du schaffst das! Sonst will ich meine Schuhe samt Stollen fressen!«

Auf den Tribünen: Toben, Schreien. Mexikos Fans schlagen dumpf auf Trommeln. Ein Heidenlärm. Genau das, was ich brauche. In so einem Tohuwabohu fühle ich mich pudelwohl. Ich brauche die Herausforderung. Etwas beweisen müs-

sen, sich übermächtigen Gegnern stellen müssen. Der »rote Faden«, der durch mein Leben läuft. Sich nicht kleinkriegen lassen.

Die Mexikaner haben Pech – ihr Torwart muß als erster in seinen Käfig.

Allofs zieht vom Leder. 1:0.

Jetzt bin ich dran. Der Mexikaner legt sich den Ball zurecht, geht etwas zurück, Trommelwirbel in meinem Rücken. Der mexikanische Torjäger wird immer größer, rast auf mich zu. Ich drücke mich vom Boden ab, fliege nach links. Negrete, der Mexikaner, schoß nach rechts: 1:1. Ich falle in ein schwarzes Loch, bin niedergeschlagen. Den nächsten krieg ich! Brehme schießt noch schärfer als Allofs. 2:1.

Zurück auf die Linie. Der nächste mexikanische Schütze heißt Quirarte. Reaktion verzögern, Harald. Du mußt verzögert starten – wie ein Jumbojet mit allen Triebwerken auf Vollschieb am Start, aber noch blockierten Bremsen, die ihn für einen Moment zurückhalten. Der Ball kommt in der Mitte. Ich fliege nach rechts, kann ihn aber noch mit dem Knie erwischen und abwehren.

Matthäus legt los. 3:1.

Wie in Trance halte ich den nächsten Elfmeter. Pierre Littbarski erzielt das 4:1. Ich verstehe nicht, warum unsere Mannschaft vor Freude fast explodiert.

Pierre stürzt sich auf mich. »Klasse, Toni. Du hast es geschafft. Wir...«

»Quatsch nicht, jetzt muß ich noch...«

»Nichts mußt du mehr! Das Spiel ist vorbei! Vorbei, hörst du? Wir kommen weiter, ins Halbfinale!«

Pierre sagte die Wahrheit. Lieber kleiner Pierre. 4:1 für Deutschland. Drei Tore Vorsprung. Die Mexikaner konnten nicht mehr ausgleichen.

Ich konnte mich nicht überschwenglich freuen. Ich wußte, wie wichtig ein mexikanischer Sieg für das Publikum gewesen wäre, ich spürte die bodenlose Enttäuschung. Im Kopf hatte ich noch die Bilder von der unvorstellbaren Armut, draußen vor dem Stadion. Fußball gleich Hoffnung. Ein Ersatzerlebnis. Das alles war den Leuten nun genommen. Sieg und Trauer. So empfand ich das.

Rudi Völler rannte überglücklich auf mich zu. Für ihn und die anderen war ich Kaiser, König, der liebe Gott und Held des Tages. Stolz, aber ohne große Selbstüberschätzung wußte ich genau: Ich war nur das I-Tüpfelchen der Mannschaftsleistung. Ohne mein Team bin ich ein Nichts.

Vor unserem Spiel gegen Frankreich hatte ich nur das französisch-brasilianische Fußballballett angesehen. Traumhaft schön. Doppelpässe. Angriffe wie aus dem Bilderbuch. Akrobatische Schüsse. Nur eines fehlte: die Abwehr. Leben und leben lassen. Spielen und spielen lassen. Südländische Grandezza, Beckenbauer beurteilte das Spiel der Brasilianer so: »Wenn wir gegen die spielen müs-

sen, wird's für uns einfach. Die haben eine große Schwäche: Sie möchten ästhetisch spielen. Das ist bei denen üblich, also lassen sie die anderen auch spielen. Die muß man nur früh genug stören, dann sind sie erledigt.«

Die gleiche Gebrauchsanweisung galt auch für Frankreich. Dazu kam für die Franzosen noch ein ungünstiger Faktor: Ihre Fußballartisten von Sevilla 1982 und der erfolgreichen EM 1984 waren alter geworden, waren nicht mehr so taufrisch. Michel Platini wurde von Wolfgang Rolff einfach neutralisiert. Das reichte, um die französische Elf aus dem Rhythmus zu bringen.

Nachträglich habe ich viel über die berüchtigte psychologische Hemmung der Franzosen gegenüber den »brutalen Deutschen« gehört. Übertriebenes Zeug, dummes Geschwätz, das wenig mit Sport, dafür vielleicht mehr mit unbewältigter Vergangenheit bei Schreiberlingen und Politikern auf beiden Seiten des Rheins zu tun hat. Der Sport als Leinwand, auf die man die alten Klischees und Vorurteile projiziert. Das ist alles viel zu kompliziert für mich. In Sevilla haben wir gewonnen, weil uns die Franzosen nach ihrer 3:1-Führung unterschätzten. In Mexiko besiegten wir sie, weil wir die richtige Spieltaktik gefunden hatten: stören, die Ballexperten rechtzeitig destabilisieren, aus dem Takt bringen. Sie nicht schön spielen lassen.

Als strahlende Sieger kamen wir ja nun nicht aus Mexiko zurück. Um so mehr überraschte uns der triumphale Empfang in Frankfurt. Auf dem Römerberg feierten uns 15 000 Fans. Wir waren glücklich. »Wir sind stolz auf euch«, rief der Frankfurter Bürgermeister Dr. Moog vom Balkon, als die Mannschaft von jubelnden Mengen empfangen wurde.

Kalle fehlte. Als Vizekapitän antwortete ich: »Dieser Empfang tut im Herzen gut. Ich bin stolz, für Deutschland zu spielen. Ich bin stolz, Deutscher zu sein.«

Tosender Beifall. Ich hatte wohl eine empfindliche Stelle getroffen. Waschkorbweise erhielt ich Briefe: »Endlich wieder einer, der von Nationalstolz spricht!« »Bravo! Es ist keine Schande, das Vaterland zu lieben!«

Sind wir Deutsche inzwischen soweit, daß wir nicht mehr glauben, uns für unser Deutschsein entschuldigen zu müssen?

Ich bin mir heute der Sache bewußt: Ich muß schon aufpassen, was ich sage, wie ich herumlaufe. Als Nationalspieler vertreten wir Deutschland – ob es uns paßt oder nicht.

Mit der Einsichtigkeit eines gereizten Nashornbabs hatte ich früher immer versucht, zuerst mal mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Auch eine Mauer aus Stahlbeton hätte mich nicht groß beeindruckt. Da mit den Jahren bekanntlich auch die Weisheit kommt, sehe ich die Dinge heute ein

wenig differenzierter. Wir müssen eben alle mal Konzessionen machen. Also bestreike ich Einladungen zu Empfängen nicht mehr ganz so radikal. Beschließt der DFB z.B. einen Waisenhausbesuch mit uns, fahre ich – wie alle anderen – mit. In diesem Fall sogar gerne. Der Sport hat seinen festen Platz im Gesellschaftsleben einer Nation. Manche übertragen ihren geistigen Mini-Ersatzkrieg auf das Fußballspiel, sehen darin ein Feld für ein falschverstandenes Nationalgefühl. Das ist ein bedauerlicher, aber wohl unvermeidlicher Mißbrauch. Beides, Nationalismus und Fußball, stammt aus dem 19. Jahrhundert, Ob das nur Zufall war? Noch heute sind Sieg oder Niederlage für die wenigsten harmlose, unwichtige Spielergebnisse. Fußball ist auch ein Politikum. Die Flut von Briefen nach meinem Ausruf vom Balkon des »Römers« hinab beweist es.

Bevor der Kickersport durch präzise Spielregeln festgelegt wurde, war »Fußball« ein kämpferisches Vergnügen für Kinder. Wurde im Dorf ein Schwein geschlachtet, jagte die Dorfjugend hinter der frischen Schweinsblase her, und jeder versuchte, sie zu ergattern. Dieses Schlachtfest wirkte wie ein Ventil zum Dampf ablassen. Gestaute Aggressivität wurde ganz einfach ausgetobt. Diese »befreiende« Funktion hat sich das Fußballspiel bis in unsere Zeit hinein erhalten, wenn auch verschlüsselter, geregelter. Aber vielleicht

gibt es Zuschauer, die es gerne sähen, wenn die Spieler sich zerfetzen würden...

Aggressionen werden eben häufig auf relativ harmlosen sportlichen Wettkampf übertragen. Die Lust an Gewalt und Brutalität ist aber größtenteils unter Kontrolle. Nationalismus und Chauvinismus spielen zwar auch weiterhin noch mit, spuken durch die Gemüter unserer Fans. Aber nicht unbedingt auch durch die Köpfe der Spieler auf dem Rasen. Ich wette, daß trotz aller nationalen Parteinahme in den Rängen keine 5 Prozent sitzen, die bereit wären, »fürs Vaterland« zu sterben. Die sterben doch alle lieber hundert »sportliche« Tode im Laufe eines aufregenden Länderspiels. Durch uns. Lieber das als Krieg.

Nicht jeder, der ins Stadion kommt, denkt nur an den Sport. Aber: Nicht jeder, der in die Kirche geht, denkt ausschließlich an Gott.

Sportlicher Chauvinismus hat kaum Konsequenzen. Der Sieger gewinnt alles – und für den Verlierer geht deswegen die Welt auch nicht gleich unter. Genau betrachtet, ist ein Sieg die Summe von vielen gewonnenen Zweikämpfen.

Bisher habe ich mich noch nie geschämt, Deutscher zu sein. Ich war stolz auf verdientes Lob nach einer guten Leistung. Unsere Nationalhymne singe ich ohne die leisesten Hemmungen mit – für mich ein manchmal mehr, manchmal auch weniger ergreifender Augenblick. Ich verdanke mei-

nem Land sehr viel und lebe gern in einer Gesellschaft, die mir das soziale Sprungbrett Sport bot, die mir ermöglichte, »jemand« zu werden und mir ordentlich bis königlich meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Deswegen werde ich – im Gegensatz zu Boris Becker und anderen – weiterhin meine Steuern in Deutschland abgeben. Ich bin eben Patriot, aber kein Nationalist.

Spritzen und Sex

Nach der WM 1986 kam im Herbst bei uns eine heftige Debatte auf. Der Streitpunkt: die ärztliche Überversorgung der Mannschaft in Mexiko. In privatem Kreis hatte ich mich über die Vernachlässigung beklagt, das »Alleingelassenwerden« nach Wochen übermäßiger medizinischer Betreuung durch Professor Liesen und sein Ärzteteam. Es hatte uns ja vielleicht nicht geschadet – man bedenke die Spielbedingungen in Mexiko, die dünne Höhenluft, die Hitze. Und auch die hygienischen Bedingungen waren eher exotisch. Die ganze »Fitpflegerei« war mir jedoch zu aufdringlich, zu pauschal und wahllos.

Es fing an mit den drei Litern Mineralgetränk, angereichert mit Spurenelementen. Die mußten wir täglich trinken. Die glaubwürdige Erklärung dafür: Unter extremer körperlicher Belastung tritt ein ziemlich hoher Elektrolyt- oder Salzverlust auf. Es scheint logisch, diesen Verlust abzugleichen oder zu ersetzen. Was man verliert, muß wieder rein: um Mangelerscheinungen vorzubeugen und das Wasser im Körper zu binden. Also haben alle Spieler folgsam, wenn auch teilweise widerwillig, dieses Mineralzeugs gesoffen. Nach dem dritten Training hatten wir alle Durchfall. Ich glaube, das Zeugs war zu konzentriert und wurde

viel zu kalt serviert. Jeden Mittag schluckten wir zu unserem Elektrolytgesöff haufenweise Tabletten: Eisen, Magnesium, Vitamin B in Höchstdosis, Vitamin E, ein paar Hormonchen für die Höhenanpassung... Neben dem Tisch, an dem ich mit Klaus Allofs, Pierre Littbarski und Wolfgang Rolff saß, stand in einem mit Erde gefüllten Holzkübel eine Palme. So ungefähr in zwei Jahren, nehme ich an, werden da Schrauben wachsen. Sämtliche Eisentabletten haben wir sorgfältig hineingepflanzt. Soviel Chemie war uns zuviel, auch wenn man uns nachträglich erklärte, daß die roten Blutkörperchen ab einer gewissen sauerstoffarmen Höhenlage unmaßig viel Eisen brauchen. Der Durchfall kann durchaus von dieser Riesendosis Magnesium herrühren. Das hat mir ein befreundeter Arzt aus Köln bestätigt. Der übermäßigen Tablettenverordnung stand er genauso skeptisch gegenüber wie ich.

»Mehr als zehn Tabletten pro Tag würde ich nie schlucken«, lehnte er ab, »Man weiß doch noch gar nicht, wie die Substanzen letztlich untereinander reagieren. Sie können die gegenseitige Wirkung verstärken oder untereinander unverträglich sein.«

Das Ziel der Magnesiumtherapie war es, durch Muskelentspannung Krämpfen vorzubeugen. Aus Medizinersicht betrachtet: ein alter Hut. Außer den Pillen hagelte es Spritzen. Professor Liesen selbst hat davon 3 000 gespritzt. Da war alles

mögliche drin: Pflanzenextrakte zur Stärkung des körpereigenen Abwehrsystems, die Vitamine C und B 12 in hohen Dosen, Bienenhonigextrakt, um Herz und Kreislauf zu stützen, Kälberblutextrakt gegen die Folgen der Höhenluft. Und dazu noch Vitamin-E-Tabletten. Ich fand das absolut übertrieben. Außer vielleicht für die erschöpften »Italiener« unter uns – Briegel und Rummenigge –, die in Italien an weniger und weicherer Training gewöhnt waren als wir aus der Bundesliga.

Mein Mißtrauen gegen seine Pillen kränkte Professor Liesen bitterlich. Auch Berti Vogts war beleidigt, wenn ich nach dem Training sein »Austraben« mit dem bekannten »An-die-Stirn-Tippen« ablehnte. Dabei sollte ich doch parieren. »Lapidate, Laktate, Milchsäuren werden so abgebaut«, wie die Sportärzte so schön formulieren. Berti bestand darauf: »Austraben!«

Eine Achillessehnenentzündung trabte ich mir also an. Sechs Wochen hat die mich geplagt... Bei jedem Test waren trotzdem meine Laktatwerte schlechter als die der »Sprinter« auf dem Spielfeld. Ist ja kein Wunder: Ich bin schließlich Torwart und nicht Marathonläufer. Mir wurde trotzdem wärmstens empfohlen, täglich eine halbe Stunde Waldlauf zu absolvieren.

Die medizinische Bevormundung machte natürlich nicht am Tellerrand halt. Zum Diätplan gehörten viel Fleisch, Kartoffeln, Teigwaren, Was-

ser und Fruchtsäfte. Ganz konsequent hatte sich Pierre Littbarski von seinem Lieblingsgetränk zu trennen – Pierre ist Coca-Cola-Fan. Ich – zu Hause ein absoluter »Feinschmecker« von Pommes frites, Hamburgern, Schweinshaxen und deftigem Hausmachereintopf – sollte mich nun mit ausgesuchten Gluciden, Lipiden, Vitaminen und Kohlehydraten begnügen.

Mit knurrendem Magen verweigerte ich den Gehorsam. Schon 1985, im Laufe unserer ersten Erkundungsreise durch Mexiko, hatte ich rebelliert. Lieber ernähr ich mich ganz bewußt eine Woche lang von Spiegeleiern und Salaten! Sonst nur Mineralwasser und abends mal ein Bier. Alle anderen Spieler rannten mit Durchfall durch das Land. Der einzig Gesunde war ich!

Während der WM 1986 habe ich sechs Wochen lang kein Stück Fleisch angerührt. Schließlich war ich schon aus Erfahrung klug.

Der Professor predigte aber immer wieder: »Toni, das ist doch unmöglich. Die Kohlehydrate... Unvernunft!«

Ich gab trotzdem nicht nach. Besorgte schlossen sich dem Professor an: »Harald, das ist heller Wahnsinn. Du kannst doch nicht wochenlang...«

»Wieso eigentlich nicht? Ich fühle mich wohl. Basta.«

Ernährungswissenschaftler sind bestimmt ganz nette Leute, ihr wohlmeinender Rat ist empfehlenswert. Sie sollten nur duldsamer werden. Aus-

nahmen akzeptieren. Es gibt eben keine absolute Wahrheit – auch in der Sportdiät nicht.

Der frühere Tennis-Champion McEnroe versuchte 1986 sein Comeback. Um sich zur Hochform aufzupäppeln, knabberte er nur noch »rationelle Ernährung«: Müsli, Milch, etc. und ließ die Kalorientabelle nicht aus den Augen. Er strotzte vor Gesundheit. War richtig schön. Bloß nicht erfolgreich. In seiner früheren Glanzzeit hatte er auf die ausgetüftelte Schonkost der Ernährungswissenschaftler gepfiffen. Und mit seiner ungesunden Eiskrem-Hamburger-Diät gesiegt.

Die vermaledeite Schlaftablettenschluckerei lehnte ich noch energischer ab. Liesens Indikation: »Die sind notwendig, weil ein ausgeschlafener Spieler sich eben wohler fühlt.« Das war für mich keine ausreichende Begründung. Gegen Schlaflosigkeit verschreibe ich mir selbst ein bis drei Glas Bier. Danach schlafe ich wie ein satter Bär. Warum nicht »Kölsch« statt Schlafpillen?

Nach anfänglichem Aufruhr hat man sich mit meiner Sondertherapie abgefunden. Im Trainingslager Kaiserau bat ich einmal unseren Betreuer Horst Schmidt um ein Bier. Er wurde ganz blaß, spähte verstohlen um sich, tuschelte Berti Vogts was ins Ohr. Mein zweites Bier wurde strikt abgelehnt. Nicht lange. Ich wurde ziemlich wütend. Nach meinem tapfer erstrittenen Bier hab ich dann wie der heilige Innozenz geschlafen.

Die Eß-, Schlaf- und Sexbedürfnisse der Sportler werden entweder überproblematisiert oder übergangen. Ehe psychische und sexuelle Kasernierung vor und während der Turniere bedrückt mich vielleicht weniger als die meisten meiner Mitspieler. Die Gelegenheit, die Chance, vielleicht an die Weltspitze zu kommen, beherrscht vier bis sechs Wochen lang mein Leben. Meine Familie tritt dann zurück. Ihre Nähe würde mir mehr Sorge als Freude bereiten.

Das erkläre ich so: Mexiko ist 12 000 km von Deutschland entfernt. Angenommen, ich würde, wie Rummenigge, mit Frau und Kindern anreisen. Brächte sie in einem Hotel in der Nähe unseres Trainingslagers unter. Ein Kind wird krank. Das hätte auch zu Hause passieren können. Nur – mit der Entfernung wäre der gefühlsmäßige Abstand größer. Es würde mich weniger belasten. Ich könnte sowieso nicht eben mal 12 000 km hin- und zurückfliegen. Liegt mein Kleiner aber ganz in der Nähe im Hotelbett mit Darmgrippe und 40° Fieber, dann weiche ich nicht mehr von seinem Bett und bin für Fußball kaum zu haben.

Ich habe durchaus Verständnis für Mitspieler, die, wie Karlheinz Förster, nicht auf ihr Eheleben verzichten wollen.

»Meine Frau muß dabeisein«, verlangt er.

Warum nicht? Von mir aus kann seine Teure sogar bei ihm schlafen. Wenn er dadurch auch noch besser spielt, haben wir alle was davon.

Pragmatismus statt krampfhafter Sturheit. Verallgemeinerungen und Feldweibelgehabe sind mir zuwider. Ich bin auch kein Kostverächter, kann aber bei so wichtigen Turnieren wie einer WM meine Frau überhaupt nicht brauchen. Da verzichte ich auf Sex. Bin ja kein Gorilla.

Über mein Liebesleben stülpe ich in dieser Zeit eine Käseglocke und denke fest an mein Ziel: Weltmeister, der beste Torwart der Welt zu werden. Da bleibt mir keine Zeit für Vergnügen oder Erregung,

Bewußt oder unbewußt werden diese Gefühle für den Sieg umfunktioniert. »Sublimiert«, wie mein Freund, der Arzt Dr. Callenberg erklärt: »Triebhaftigkeit, Emotionen und Einsatzbereitschaft, in die richtigen sportlichen Bahnen gelenkt, wecken ein größeres Leistungspotential als Sex.«

Diese Ansicht teile ich. Und bin deshalb für Abstinenz. Für die Konzentration auf das gesetzte sportliche Ziel. Übrigens: Viele Spielerfrauen lehnen es ab, als Sexobjekt mitzufahren. Sie empfinden das als unwürdig, als beleidigend. »Wir kommen doch nicht nur zum Bumsen mit«, wehren die Damen ab. »Jeder denkt doch bloß das Eine: Aha, der hat seine Herzdame dabei, die bumsen jetzt jede Nacht wie die Ratten im Stroh!«

Unter höchstem Leistungsdruck ist sowieso nicht an ein harmonisches Eheleben zu denken. Dazu dann noch das Spießbrutenlaufen. Nein. Wenn die

Liebeslust uns beutelt, sollte man zur Not lieber Callgirls zu Hilfe rufen. Kein generelles, absolutes Frauenverbot also. Wenn jemand eine Frau in seinem Zimmer haben möchte, sei sie ihm gegönnt. Er sollte nur seine Zimmernachbarn nicht stören. In der Bundesliga gibt es dieses Problem übrigens nicht. Da gehen wir Freitagabend ins Trainingslager, spielen samstags und sind abends wieder zu Hause. Ich kann mir nicht vorstellen, daß unter unseren Fußballspielern Sexprotze sind, die jeden Abend unbedingt eine Frau »beglücken« müssen. 24 Stunden ohne Weib halten die meisten wohl aus. Bei turnierbedingten, längeren Trennungszeiten sollten die DFB-Betreuer offen erlauben, daß Spieler mit ihrer Frau im selben Hotel wohnen. Meine Marlies würde ich aber weiterhin lieber zu Hause lassen.

Über Sex wird oft getuschelt, gegrinst, vieldeutig geschwiegen. Spieler sind doch eigentlich Erwachsene. Sie sollten deshalb mutig und offen über dieses Thema debattieren. Wir sind nun mal keine Eunuchen. Warum nicht käufliche Schöne einladen, die unter medizinischer Kontrolle stehen? Der eine nahm sich eine Brünette, der andere steht auf Rothaarige. Man hätte die Gewißheit, daß die Mädchen »clean« sind. Lieber organisierte »Liebe« als zusehen, wie die Jungs in die nächstgelegene Stadt fluchten und sich in irgendeinem üblen Puff Tripper, Maul- und Klauenseu-

che holen. Man stelle sich die andere Möglichkeit vor: Egidius Braun oder ein anderer Betreuer informiert uns, daß in der Hotelbar ein Dutzend hübscher Mädchen sitzt. Wer will, riskiert schon mal einen Blick, trifft seine Wahl oder auch nicht... und kriegt hinterher eine schöne Penicillinspritze. Sex mit einem einzigen Restrisiko: zu Hause die Augen ausgekratzt zu kriegen.

Die augenblickliche Situation ist genauso absurd wie scheinheilig: leben wie die Mönche, aber das Maul aufreißen und protzen mit dem »Aufreißertalent«. Dabei können Nationalspieler Frauen finden wie Sand am Meer. Wem seine Manneszierde schon steif vorausgeht, dem ist es ganz gleichgültig, wie er die Dame in seine Federn bekommt. Lag es an seinen grünen Augen, dem Athletenkreuz, der wohlgeformten Fußballerwade? Oder wurde die Dame des Wuschelköpfchens wegen schwach? Ist ihm ganz schnuppe! Hauptsache »erleichtert«. Wochenlang völlige Abstinenz zu verlangen ist unmenschlich, heißt der Natur Gewalt antun. Die sachlichste Lösung wäre eben: Liebesdienerinnen.

Nachspiel zur ärztlichen Überversorgung. Ende September 1986 sind wir in Kopenhagen; die Nationalmannschaft tritt zu einem Freundschaftsspiel gegen Dänemark an. Professor Liesen hatte aus der Presse von meinen Meckereien über seine ärztlichen Künste und seine Chemie Wind be-

kommen. Er ist gekränkt. »Ich muß mit Ihnen reden, Herr Schumacher«, spricht er mich an, verstimmt.

»Einverstanden, Professor, wann Sie wollen. Von mir aus auch sofort und hier vor Ort.«

»Ihre Beanstandungen meiner Arbeit hätte ich lieber von Ihnen erfahren als aus der Presse.«

»Das war auch nicht so beabsichtigt. Ich habe lediglich unter Freunden im privaten Kreis darüber gesprochen; ich bin keineswegs an die Öffentlichkeit gegangen.«

»Ich finde es trotzdem bedauerlich, denn es ist der Eindruck erweckt worden, daß Sie mich...«

»Es war nicht meine Absicht, sie anzugreifen, ihre Kompetenz anzuzweifeln oder Ihren Ruf zu untergraben. Hätte ich das beabsichtigt, wäre ich mit wissenschaftlichen Gutachten angetreten. Aber ich meine, daß es kein Zufall ist, daß alle Spieler der WM heute schlapp spielen, daß die Teilnehmer von Mexiko heute in den Bundesligavereinen kein gutes Bild abgeben. Sie sind total müde. Und meine kritische Bemerkung halte ich aufrecht: keine Versorgung nach der Überversorgung. Man hat uns in Mexiko vollgepumpt und dann alleingelassen.«

»Weil sie weder um Rat noch um Hilfe gebeten haben«, argumentierte Professor Liesen.

Eine absurde Antwort. Wie kann ich mein eigener Arzt sein? Wie könnte ich eine fundierte Diagnose für meine depressive Müdigkeit abgeben?

Man kann Schmerzen bekämpfen, Zweifel überwinden, aber gegen Müdigkeit kommt man nicht an. Der menschliche Körper, diese fast perfekte Maschine, hat Grenzen, sie nutzt sich ab. Ist den täglichen Wettbewerbsanforderungen nicht mehr gewachsen. Die natürliche Andererseits wird der Leistungsdruck immer größer. Medizinische Betreuung oder auch Überversorgung hilft da wenig. Die Versuchung, nach Aufputzmitteln zu greifen, wächst.

Eines der Hauptrisiken für Spitzensportler: Sie kippen um in Streßsituationen, werden von Präparaten abhängig.

Vom Radsport ist uns das ja bekannt. Seit Jahrzehnten ist das Wort Doping dort gebräuchlich; die Dopingskandale im Radsport sind längst nicht mehr zu zählen. Amphetamine, Anabolika... Wirkstoffe, die heute jeder kennt. Durch systematische Kontrollen versucht man, der Dopingplage Herr zu werden.

Doping und Fußball? Ist das überhaupt denkbar? Im Gegensatz zu den Radsportlern liefern Fußballer nach einem Spiel keinen Pipibecher zur Urinkontrolle ab – außer bei Welt- und Europameisterschaften. Was gar nicht erst kontrolliert wird, kann also auch gar nicht existieren. Das stimmt nur bedingt. Auch in der Fußballwelt gibt es Doping – natürlich totgeschwiegen, klammheimlich, ein Tabu. Ich gestehe ganz offen: Beim Training

habe ich ein Medikament mit Dopingeffekt ausprobiert, Captagon heißt das Zeug.

Beliebt sind auch diverse Hustensäfte, die den Wirkstoff Ephedrin enthalten. Auch diese Substanz, so erfuhr ich, fördert die Angriffslust, erhöht die Ausdauer und die Widerstandsfähigkeit. Die Nachwirkungen sind schlimm: Die eigene Leistungsgrenze wird überschritten, fast vergewaltigt. Über längere Zeit zehrt man von seinem biologischen Kapital. Ohne jede Kontrolle, ohne das vertraute körpereigene Warnsignal: »Ich kann nicht mehr!«

Dann ist man für Tage völlig erledigt. Findet trotz größter Erschöpfung keinen erholsamen Schlaf. Was das Liebesleben angeht: tote Hose. Nicht die kleinste Regung.

Aus diesem Abenteuer habe ich gelernt: Wiederholtes Doping ist nicht nur lebensgefährlich, sondern auch erniedrigend. Also Finger weg von diesen Experimenten.

Nachts – ich bin hellwach. Mit weit geöffneten Augen starre ich an die Zimmerdecke. Mir ist heiß und kalt. Jeder einzelne Muskel schmerzt. Nach der Europameisterschaft 1984 in Paris habe ich eine Dummheit gemacht. Aus Neugier. Um die Belastungsgrenze meiner Maschine »Körper« zu testen, habe ich mich an Aufputzmitteln versucht. Ich wollte meinen Körper zwingen, die 100-Prozent-Marke der Leistungskraft zu über-

schreiten und mit doppelter Kraft zu arbeiten. Ich wollte wissen, wie weit und wie lange man sich überfordern kann. Außerdem war ich verletzt, fürchtete um meine Kondition – und hatte Angst vor den Verschleißerscheinungen an meinen Muskeln, Sehnen und Knochen.

Damals schon litt ich unter dem Leistungsdruck, lebte wegen der überhöhten Anforderungen am Rande der Depression. Damals habe ich mit meiner Gesundheit geaast – meine »Maschine« mißhandelt, wie ein wildgewordener Rennfahrer, der seinen Sportwagenmotor überdreht: Alle Bordlampen zeigen Rot, der Drehzahlmesser schlägt bei 9 000 bis 10 000 Umdrehungen pro Minute an. Vollgas! Ich war mir des Risikos bewußt, eventuell kaputtzugehen.

Verrückt. Unverantwortlich. Wahnsinn.

Ärzte hatten mich gewarnt, mir die Nebeneffekte der Aufputzmittel beschrieben, aber ich wollte meine eigenen Erfahrungen machen, mich nicht mehr allein mit Traubenzucker als zusätzlicher Energiequelle zufriedengeben.

Schuldgefühle habe ich deswegen auch nachträglich nicht. Das »Versuchskaninchen« war ich ja schließlich selbst. »Kaninchen« ist kein sehr passender Vergleich, ich fühlte mich damals eher wie eine Lokomotive. Volldampf in allen Lagen. Im Training. Vor dem Warmmachen bei Bundesliga- und Pokalspielen.

Ob ich ein Einzelfall war?

Herbst 1984 in Köln. Der Vorstand sprach, wieder einmal, von einem »Schicksalsspiel«. Wieder einmal ging es, angeblich, um das Überleben des Vereins. Einige Kölner Mitspieler probierten dieses Zeug aus – querbeet und wahllos schluckten wir Hustensäfte, die die höchsten Dosen an Ephedrin enthalten. Die saftgestärkten Kollegen flitzten wie die Teufel über den Rasen. Wir haben gewonnen. Aber in welchem Zustand. Nach tagelanger, qualvoller Erschöpfung beschlossen wir: nie wieder! Von uns wird keiner mehr einen anderen zu dieser Dummheit verführen. Meine Kölner Freunde und ich sind aber absolut nicht die einzigen, die der Dopingversuchung nicht widerstehen konnten. In der Bundesliga hat Doping seit langem Tradition.

Als ganz junger Spieler war ich früher »Chauffeur« vieler bewährter Fußballstars des 1. FC. Mit meinem kleinen gelben R 5 habe ich oft ein halbes Dutzend unserer großen Spieler zu einem Kölner Arzt gebracht. Bei dem holten sie sich vor wichtigen Spielen ihre Pillen und Spritzen. Es kam mir schon seltsam vor, daß sich kerngesunde Menschen derartig mit Medikamenten vollstopften. Einige unter ihnen konnten sich ohne diese Spezial-Hochform-Pillen eine Fortsetzung ihrer Karriere gar nicht mehr vorstellen. Pillen und Leistung – das war für sie zu einer Gleichung geworden, die aus ihrem Leben nicht mehr weg-

zudenken war. Ein wichtiges Detail: Dieser Arzt betreute berühmte Sportler zu einem Zeitpunkt, als Doping Schlagzeilen machte. Ich nehme an, daß zu diesen Spezialmixturen Anabolika, Amphetamine und diverse andere Aufputschmittel gehörten. Damals wie heute. Es gab Nationalspieler, die waren im Umgang mit der »Stärkungschemie« regelrecht Weltmeister. Unter ihnen ein Münchener Spieler, den wir als »wandelnde Apotheke« zu bezeichnen pflegten. Er verstand einiges von Medizin und probierte die Wirkung seiner Spezialpräparate an sich selbst aus. Bei Licht betrachtet, ist zwischen Doping und Verletzungsquoten bei Spielern eine deutliche Verbindung festzustellen. Bei einem Feldspieler deuten häufig auftretende Muskelfaser risse darauf hin, daß er gedopt spielt. Man verliert ja das Gefühl und den Maßstab für die eigene Leistungsgrenze. Es ist also nicht verwunderlich, wenn Muskeln und Gelenke nicht mithalten. Das Warnsystem des Organismus ist abgeschaltet; wer wundert sich da noch über streikende Muskeln?

Doping ist Gift, genau wie Drogen. Also Hände weg von dem verdammten Teufelszeug. Ich weiß, daß die Labilen am meisten gefährdet sind. Deshalb: aufklären und vorbeugen. Merke: Wer einen VW-Käfer auf 500 PS aufmotzt, kann höchstens ein paar Runden drehen.

Verletzungstrauma

Fußball ist kein Sport für empfindliche Bübchen, sondern für knallharte Kerle, die über die Grenzen der Belastbarkeit hinausgehen müssen.

Im Profifußball ist ein Spieler zunächst einmal eine teure Investition, Krankheiten oder Verletzungen führen zu weniger Einsätzen und damit zu finanziellen Einbußen. Es herrschen Leistungsdruck und Erfolgszwang. Die Versuchung, kranke Spieler »fit« zu »spritzen«, ist groß. Ärzte und Spieler fühlen sich oft von Managern und Trainern unter Druck gesetzt. Ein Kreuzbandriß heilt in acht bis zwölf Monaten. Trainer betrachten eine Heilungszeit von sechs Monaten für ausreichend.

Ich lebe in ständiger Angst vor Verletzungen, die mich für längere Zeit spielunfähig machen könnten. Nur weil ich mir bisher mit Erfolg einreden konnte, daß Schmerzen Einbildung sind, kann ich meine lädierten Knochen ignorieren. Mein Vorbild bleibt eben Sepp Maier. Er hat trotz und mit Verletzungen über 400 Spiele nacheinander ohne Unterbrechung bravourös absolviert.

Eine tiefe Fleischwunde am Knie – ich spiele weiter. Auf die Zähne beißen, auch wenn's knirscht. Danach: ins Krankenhaus, ein halbes Dutzend Klammern... Am darauffolgenden Samstag stehe ich wieder im Tor. Wehleidigkeit

kann ich nicht ausstehen. Bisher habe ich es immer geschafft, Schmerzen zu vergessen.

1980. Europameisterschaft in Rom. Ich stürze im Training, falle unglücklich auf die Hände. Ein unheilvolles Knirschen. Das sofortige Anschwellen bestätigt meine Befürchtung: Der linke Ringfinger ist gebrochen, die Hand unbrauchbar. Ruhig Blut, halt bloß den Mund, Toni. Wenn Derwall und der Mannschaftsarzt von der Verletzung Wind kriegen, schicken die mich glatt nach Hause. Ersatztorwart Franke würde für mich einspringen. Und wer garantiert, daß mir mein Platz in der Nationalmannschaft erhalten bleibt?

Ich informiere nur Rüdiger Schmitz über mein »Malheur«. Lagebesprechung in meinem Hotelzimmer. Bald sitzen wir über einer Skizze – wir entwerfen einen »Sonder-Torwart-Handschuh«. Mit einer eingebauten Gipsmanschette. Dadurch läßt sich der geknickte Finger am gesunden Mittelfinger abstützen und immobilisieren. Würde das die Rettung sein?

Rüdiger machte sich eiligst auf den Weg nach Metzingen. Dort wohnt mein Handschuhfabrikant Gebhard Reusch. Die schwäbischen Handschuhmacher verstehen sofort, fertigen im Eiltempo zwei Spezialhandschuhe an: je einen für trockenes und für nasses Wetter. Die »guten Stücke« im Gepäck, fliegt Rüdiger von Stuttgart zurück nach Rom. Europameisterschaftsfinale. Der gebrochene

Finger hielt tadellos. Der restliche Toni Schuma-
cher auch. Wir wurden Europameister.

Jubel, Begeisterung. Nach unserem Sieg unter-
richtete ich endlich auch Derwall und die anderen
offiziellen Betreuer. Verdutzte Gesichter:
Schreck, Erleichterung und schließlich Anerken-
nung. Sie bestürmen mich mit Fragen. Ob ich mir
meiner Verantwortung bewußt gewesen sei? Kei-
ne Angst gehabt hätte zu versagen?

»Nur bei dem Gedanken, mir beim heutigen Spiel
noch ein paar Finger zu brechen«, grinste ich er-
leichtert, in der Sicherheit, die Nummer Eins zu
bleiben.

Soweit ich zurückdenken kann, habe ich gegen
meine Schmerzen gespielt. Muskelfaserrisse, Me-
niskusoperationen, chirurgische »Reparationsein-
griffe« in meinen Ferien. Die sehen dann so aus:
Samstags spiele ich noch das letzte Saisonspiel.
Montags klettere ich auf Professor Schneiders
Operationstisch in Köln. Nach zweiwöchigem
Krankenhausaufenthalt bleibt mir dann eine Wo-
che »Erholung« zu Hause. Bis zum erneuten
Trainingsanfang. Nur so kann ich dem ersten Sai-
sonspiel fit entgegensehen.

»Du bist die Nummer Eins. Die mußt du auch
bleiben. Existenzfrage! Du darfst dem zweiten
Torwart keine Chance lassen, dir den Ast abzusä-
gen.«

Freundschaft, Konkurrenzkampf... auf Chancen

lauern... auf Verletzung des Rivalen hoffen...
Torwartschicksal...

Zerschundener Körper. Kein Zentimeter, der nicht schon mal geprellt, gezerrt, getreten worden ist. Ein moderner Gladiator? Die Knochen stöhnen – weiterspielen! Volles Risiko, voller Körpereinsatz, Leider hab ich nicht das Glück, wie der italienische Torwart Dino Zoff hinter einer Topabwehr zu stehen. Mein ganz spezieller Freund Jean-Marie Pfaff ist in München auch besser dran als ich. Er soll sich ruhig weiter für den besten Torkeeper der Welt halten; was stört es die stolze Eiche... Mir ist nichts geschenkt worden.

Nach dem Urteil von Professor Schneider bin ich das präzise Gegenteil eines Modellathleten. Seit Jahren leide ich unter schweren hinteren Kreuzbandschäden, die durch einen Sportunfall verursacht wurden. Diese eigentlich schwerwiegende Behinderung nennt man »Wackelknie«. Durch meine X-Beine, Symptome für eine »vererbte Schwäche im Kniebereich«, wird die Sache noch verschlimmert. Von der Statik her sind meine Gelenke sehr strapaziert. Die Belastung der Kreuzbänder ist extrem. Eine Operation wäre dringend angebracht, ihre Folgen aber sind unvor-
aussehbar. Vorbeugen ist augenblicklich für mich die einzig akzeptable Lösung. Professor Schneider sagt dazu: »Ich könnte operieren. Ohne jede Garantie. Mit monatelanger, absoluter Ruhigstel-

lung. Aber wir können auch noch etwas anderes versuchen«, erklärte er mir. »Zur Kompensierung Ihrer Kreuzbandschwächen schlage ich Ihnen ein intensives Training vor. Sie müssen den Quadrizeps, die vier Muskelstränge über dem Knie, so intensiv trainieren, daß er die Kniescheibe festhält. Ein Glück, daß Sie so trainingsbesessen sind. Sie werden es schaffen.«

Professor Schneider weiß, daß ich bis zur Erschöpfung trainiere; er kennt meine extrem hohen Anforderungen an mich selbst. Er weiß auch um meine Zähigkeit, an mir zu arbeiten. Ich schufte und trainiere mich halb tot, genau wie Kurt Bendlin, auch ein Patient von Professor Schneider. Der stellt sich manchmal die Frage nach dem »Warum«. »Der Zehnkämpfer Bendlin«, sagt Schneider, »das ist ein Schmerzkünstler. Der fühlt sich nur nach grausamer physischer Belastung wohl, richtig glücklich. Training ist für ihn wie eine Droge. Das Evangelium.«

Das paßt auch auf mich. Bei Behandlungen bleibe ich stoisch, unempfindlich. Radikale Methoden ziehe ich sanfter vor; lieber schnell eine Spritze als eine langwierige Massage. Ist das Masochismus? Selbstbestrafung? Weil ich zuviel verdiene, die Kumpel aus der Südkurve im Stich gelassen, Battiston krankenhausreif angesprungen habe? Drei gute Fragen. Antworten unmöglich. Sicher ist nur: Meine Trainingsbesessenheit ist ein Mittel zur Selbstbestätigung. »Selbstbefriedigung« be-

hauptet Rüdiger, mein Manager, wenn er schlecht gelaunt ist.

Unter Fußballspielern, auch unter Nationalspielern, gibt es immer auch welche, die, wie Kinder, ein bißchen sadistisch veranlagt sind. Im Trainingslager passierte es schon mal, daß ein Verrückter auf einer Kerzenflamme seinen Kaffeelöffel zum Glühen brachte und ihn dann einem seiner Mitspieler auf den Arm preßte, wie im Wildwestfilm: Brandzeichen für Rindviecher! Alle Opfer dieses anrühigen »Scherzes« brüllten wie am Spieß. Ich nicht. Aushalten.

Meine Frau Marlies wollte das nicht glauben. »Probier's doch mal aus«, meinte ich. »Drück doch deine glühende Zigarette auf meinem Arm aus.« Marlies nahm tapfer ihre Zigarette zwischen die Finger. Es roch schon nach verbrannten Haaren und geröstetem Fleisch. Ich habe nicht mit der Wimper gezuckt und den Arm nur bewegt, um, wenn nötig, meine ohnmächtige Marlies aufzufangen. Ich will wie Rocky sein. Kein Schwächling. Ich weiß nur zu gut, daß ich die Abnutzungserscheinungen aus meinen Knochen verjagen muß. Kondition halten ist Dauerkampf. Der Gedanke an wirkliche Ferien macht mir fast Angst. In längeren Trainingspausen, fürchte ich, könnten Bänder und Muskeln ausleiern. Ob ich dann wohl in »Ersatzteile« auseinanderfalle? Also: lieber konsequentes Training, auch im Urlaub.

Zweimal täglich. Dazwischen gönne ich mir Ferienlaune, Zeit für die Kinder, Mußstunden mit Marlies, Spaß mit Eltern und Freunden. Irgendwo im Hinterkopf nistet immer die Furcht, am süßen Nichtstun Gefallen zu finden. Auf Marlies' entsetztes: »Hör mal, bist du verrückt? Wir haben Urlaub! Mach doch mal drei Wochen lang nichts!« finde ich nur eine lahme Ausrede: »Schatz, das geht nicht. Das kann ich mir nicht erlauben, in meiner Position. Stell dir vor, mir würde das so gut gefallen, daß ich nachher keine Lust mehr an der Schinderei hätte...«

Seelennöte sind aber noch um vieles schlimmer als wurmstichige Knochen. Fleischwunden und Knochenbrüche kann man sehen, seelische Verletzungen nicht. Sie spürt man, tief im Inneren, unbestimmt irgendwo im Körper. Und sie können einen verrückt machen.

Nach der Weltmeisterschaft, im August und September 1986, war ich am Boden zerstört. Tausend böse Geister bearbeiteten meine Nerven mit Schmirgelpapier. Die verpaßte Flanke im Finale gegen Argentinien, das verschuldete 1:0, saß tief in mir fest. Ich hatte endlich zwei spielfreie Wochen, konnte aber nicht verreisen, weil die Kinder in die Schule mußten. Nach drei Tagen »Heimurlaub« hatte ich meine Marlies reichlich beim Spielen, Bügeln, Putzen bewundert. Ich steckte vorsichtig meine Nase ins Trainingsstadion. Beschäf-

tigungszwang. Die Furcht, mit meiner Mexiko-Niederlage allein zu sein.

Trainer Keßler tippte sich an die Stirn: »Zisch ab, du Nervenbündel. Training kommt überhaupt nicht in Frage. Laß dich endlich gehen, ruh dich aus, tu nichts. Hör auf, den verrückten Tünnies zu spielen!« Rückzug in öde Langeweile. Ich lief im Haus rum wie Falschgeld, stand Marlies ständig im Weg. Mehr als 70 Länderspiele, Europa- und Weltmeisterschaft. Nach sechs Jahren ohne Urlaub war ich überdreht. Konnte einfach nicht abschalten. Geld hatte ich verdient. Anerkennung auch. Hatte eine hebevolle Frau, zwei gesunde Kinder. Und ich patentierter Vollblutidiot fürchtete, meine Spannkraft zu verlieren, weichlich und oberflächlich zu werden. Schlimmer noch. Ich ertappte mich dabei, daß ich meine gewohnten »Krankenhausferien« vermißte. Es war pervers.

Wohin wird mich die Furcht vor dem grauen Alltag noch treiben? Marlies kann sich nicht vorstellen, wie ich eines Tages ohne meine geliebte »Zwangsjacke Fußball« auskommen will. »Das siehst du ganz falsch«, protestiere ich schwach. »Ich träume vom Leben auf einem Bauernhof inmitten von lauter Grünzeugs. Stille. Absolute Ruhe. Null Streß. Kein Ärger, kein Zwang, dem ich mich wie bisher für unseren Platz an der Sonne unterwerfen muß. Ich träume von einem vollkommen ruhigen, friedlichen Leben.«

Marlies ist nicht nur schön, sondern auch klug.

Über meine Tagträumereien lacht sie mich einfach aus. Und schweigt. Sie weiß genau, daß ich mich mal wieder selbst belüge.

Der Erfolgswang beim Fußballstreß bringt ja auch »Lust«. Man läßt die Menge vibrieren, vibriert mit der Masse. Erfolg. Applaus. Tiefe Emotionen, die nicht so leicht ersetzbar sind. Fußball ist eine Sucht, die auffrißt. Und immer mehr Einsatz fordert.

Ich habe ein Ziel angestrebt. Ich habe es erreicht und stehe jetzt ganz oben in der dünnen Luft. Und bin noch nicht zufrieden. Das ist so. Hat man erst mal einen Berg erklommen, scheint der Gipfel enttäuschend banal. Erklimmen ist alles. Vorspiel-freuden? Ist man ganz oben, kann schon die Trauer einsetzen beim Gedanken an den Abstieg oder an den nächsten Berg... noch höher, noch schwieriger?

Ein Zeichen von Arroganz?

Mutter meint bekümmert: »Leute, die so wie du denken, können einfach den Hals nie voll genug kriegen.« Wie früher macht sie mein selbstzerstörerischer Ehrgeiz betroffen.

Wahr ist: Ich fürchte den Tod nicht. Der Sensenmann mit Umhang und schwarzem Schlapphut läßt mich jetzt schon kalt. Es kann da drüben nur schöner werden, als es hier und jetzt ist...

Probleme gibt's da nicht. Nur Freude, Frieden. Eines Tages treffen wir uns alle da oben wieder.

Davon bin ich felsenfest überzeugt. Dann kriegen die Guten wie die Schlechten noch mal eine letzte Chance, sich einen Platz unter den Auserwählten zu verdienen. Wenn meine Lebenslust schwindet, die Hektik in meinem Leben überhandnimmt, wünsche ich mir Stille, Todesstille.

Im September 1986, nach der Weltmeisterschaft, war es wieder soweit: Unsicherheit im Tor, Schießvorflanken. Übertraining, um die Angst zu verschütten. Vergebens. Am liebsten wäre ich hinter und nicht vor dem Tornetz gestanden. Rein psychologisch bedingt, verkroch ich mich in die Defensive. Und litt an Depressionen.

»Was wird mit dem Nationaltorwart?«, »Schumachers Fehler«; so und ähnlich lauteten die Schlagzeilen. Beim Spiel in München: »Schumacher ist am verlorenen Endspiel schuld«, sangen die Flachköpfe.

Was konnte ich schon machen? Nur der Tod scheint Depressionen verjagen, Friedenssehnsüchte erfüllen zu können.

Nie mehr überfordert sein, nie mehr vom eigenen Ehrgeiz vorangepeitscht werden. Das Leben kann die Hölle sein. Bedeutet Tod Ruhe, Geborgenheit?

»Hör auf!« erregen sich Marlies und Rüdiger, wenn ich über diese Dinge laut nachdenke. »Mach dich und uns doch nicht verrückt!« Was wissen die schon von meinen Ängsten zu versa-

gen. Von der Last, die der Erfolg auferlegt. Gottlob sind die beiden da.

Meine Kinder, meine Familie. Sonst hätten mich die grauen Wölfe der Depression noch häufiger in ihren Fängen.

»Nach vorne, Toni«, feuert mich Rolf Herings an. »Den Knacks hast du im Kopf, Flanken sind für dich doch nie ein Problem gewesen. Sei aggressiv. Das Endspiel in Mexiko? Vergiß es! Batti-ston? Auch vergessen!«

Zwischen August und Oktober 1986: Für Wochen, für Monate war mir das Selbstvertrauen abhanden gekommen.

»Jetzt bist du zu spät dran, Toni! Der Nächste! Bravo! Einen Schritt mehr nach links! Fausten!« verlangt Rolf. Dann; »Rennen ist immer besser als Fliegen. Versuch, den Ball zu pflücken. Fausten ist das Beste. Nur Fausten.« Mein Trainer behandelte mich wie einen Rekonvaleszenten. Ich war auch einer.

An einem Montag im Oktober, Monate nach dem wirkungslosen Ziegenbockhüpfer im Aztekenstadion von Mexiko, rastete das Oberstübchen wieder ein. Ich hatte wieder Lust, den Ball anzugreifen. »Klasse, du kommst aus der Reserve«, freute sich Herings und jubelte: » Du bist endlich wieder der alte Toni!« Das Mexiko-Syndrom war auskuriiert, behoben. Der Ball wieder Beute, ich der Tiger. Es ging wieder aufwärts, auch mit der Le-

benslust. Der Ernstfall mußte wieder geprobt werden. Aber wann? Rolf Herings wartete ab, war geduldig wie immer.

13, Spieltag, regenverhangener Himmel, naß und kalt. Mieseester Tag dieser Bundesliga, niedrigste Besucherzahlen der Saison.

Rüdiger Vollborn, Torwart von Bayer Leverkusen, spielt wieder sehr gut gegen Berlin. Pressestimmen heben den 23Jährigen schon in die Nationalmannschaft. »Nicht akut«, beteuert der Betroffene; er habe noch Zeit, sei noch zu jung. Und dann setzt er noch einen drauf: »Aber diejenigen, die heute stark sind, sind eigentlich schon ziemlich alt.« Zugegeben, an diesem 10. November 1986 war ich wieder der Alte. Ich war geheilt. Konnte fausten, retten, ja, ich war wieder der Alte – aber nicht im Sinn von Vollborn. Die Hemmungen waren verflogen, ich war wieder klar.

»Unglaublich, was der Schumacher gehalten hat«, so der Nürnberger Trainer Höher. Ohne Verzögerung setzten sich meine inneren Reflexe wieder in den Muskeln um, in Hundertstelsekunden erfolgte die richtige Handlung. Ich war voll da. Freude bei den Mitspielern und beim Trainer. Wir gewannen 3:1.

Am nächsten Tag rückte mich die *Bild*-Zeitung in ihrer Werteskala wieder auf Platz Eins: Weltklasseleistung heißt das.

»Toni, du hast uns gerettet«, begeisterten sich die meisten der Mitspieler. Die Komplimente gingen

mir runter wie Honig. Nach Wochen der Verzweiflung, der gähnenden Leere in meinem Innersten, nach den fragenden Blicken in eine ungewisse Zukunft war ich plötzlich wieder ganz oben. Oben, dort, wo man neuen Überblick gewinnt. »Sogar der von Kritikern durchgeschüttelte Nationaltorwart Schumacher meldete wieder alte Klasse an«, wußte die *Welt am Sonntag* den Fußballfreunden zu berichten. Rüdiger Vollborn muß wohl noch warten. Hoffentlich ist er auch geduldig.

Trampeltier mit Löwenmut

Franz Beckenbauer ist für mich der brillianteste Fußballspieler der Nachkriegszeit. Als Nationaltrainer muß er nun mit Leuten arbeiten, die viel weniger als er vom Fußball besessen sind und so unbefriedigend wenig können. Da packt ihn schon mal Wut und Verzweiflung. In Mexiko sah er Spieler, die mit dem Ball umgingen, als sei das ein feindseliger Fremdkörper. Franz, ein absolutes Genie auf dem Fußballfeld, ist noch nicht damit fertig geworden, daß er keinen einzigen Spieler seines Kalibers in der Mannschaft hat.

Besorgt sagte er zu mir: »Wenn ich ganz ehrlich urteile, dann wären wir nur noch mit fünf Spielern da. Aber, mit der Wahrheit muß man manchmal ein wenig zurückhalten.«

So ist der Aufschrei seines Herzens in Mexiko zu verstehen: »Mit *der* Mannschaft werden wir nie Weltmeister!«

»So sind wir«, habe ich ihm erwidert: »Ohne große Techniker und nicht richtig eingespielt; damit müssen wir eben auskommen!«

Franz war auf mich stocksauer. Meine Direktheit, meine Kampfkraft und die Neigung zum Perfektionismus schätzt Franz nicht immer. Er ist der Ansicht, ich würde es mit diesen »Tugenden«

übertreiben. »Das Beste ist des Guten Feind«, sagt ein Sprichwort. Franz muß das mal gehört haben. Unsere Fußball-Ehe hat jedoch ideale Voraussetzungen: Franz verkörpert den brasilianischen, den französischen Fußball, ich den deutschen. Die Mischung ist gut.

Ich bewundere die Kämpfer mehr als die Techniker. Die Fußballästheten haben das Kämpfen oft schon fast verlernt. Wenn ihr Team mit 0:2 auf der Verliererstraße ist, liegen die im Geiste schon 0:4 zurück. Der Kämpfer dagegen sagt sich: »0:2, das ist 0:1. Wir brauchen ja bloß ein Tor zu schießen, dann sind wir raus. Ein 1:2, da holen wir erst richtig auf!« Kampfkraft, Siegeswillen, das sind fast anrühige Begriffe geworden.

»Die Deutschen können nur rennen«, wird behauptet. Na und? Wenn ich das höre, bin ich geschmeichelt. Mit dieser Tugend bin ich aufgewachsen. Rennen! Voller Einsatz! Wir sind, von der Eleganz und vom Feeling, von der Spritzigkeit und der Ästhetik her sicher weniger begabt als die Brasilianer oder die Franzosen. Aber wir haben entschieden mehr Willensstärke.

Ich stehe zu unserer deutschen Spielart. Kampfkraft. Niemals Boden hergeben, jeden Quadratzentimeter verteidigen. Die hochbegabten Italiener, Brasilianer, Franzosen mußten oft genug bei Weltmeisterschaften vorzeitig nach Hause fahren. Sie spielen zwar phantastisch schön Fußball, aber sie gewinnen nicht damit. Früher hatten die Brasi-

lianer Kämpfer und überragende Techniker, heute haben sie traumhafte Ballkünstler. Nur, elf Künstler allein reichen nicht mehr aus, um ein Spiel zu gewinnen. Ein modernes Team muß beides haben: ein paar geniale Ballkünstler und viele solide »Handwerker«,

Das unschlagbare Topteam wäre ein Cocktail aus französischer Technik und Brillanz, und aus deutscher Robustheit und Kampfkraft. Zu Beginn der WM haben die Russen diese Eigenschaften demonstriert. Sie sind gerannt, haben mit dem Leder gezaubert, unter enorm viel Einsatz. Super. Sie haben 2:0 geführt, 3:0 geführt und nicht genug damit: 4:0, 5:0, 6:0. Daran sind sie dann schließlich kaputtgegangen, Opfer ihrer eigenen Begeisterung.

Und uns passierte dann dasselbe. Im Endspiel lagen wir 0:2 zurück. Dann das Anschlußtor zum 1:2, Begeisterung. Endlich das 2:2. Noch mehr Begeisterung, Glückstaumel. Wie im Rausch spielten wir weiter, fest entschlossen, die Argentinier in den verbleibenden sieben Minuten mit einem dritten Treffer endgültig zu besiegen. Kondition, Herz, Kampfkraft waren überwältigend. Was fehlte, war ein taktisch kühler Kopf.

Franz ist der Inbegriff des ästhetischen Fußballs. Er hat auch fürs Auge gespielt, traumhaft, wunderschön. Er erinnert mich an einen Künstler, der

feine Figuren schnitzt und dann vor Lehrlingen steht, die das Holz bisher mit der Axt statt mit dem Schnitzmesser bearbeitet haben. Das hat er noch nicht verkraftet. Keine Spur mehr von Spielern wie Overath, von Technikern wie Flohe, Netzer oder Grabowski. Eine neue gute Konstellation bleibt noch zu finden. Auch Franz konnte bisher keine Wunder vollbringen. Als Jupp Derwall verabschiedet und Franz Beckenbauer als Teamchef begrüßt wurde, war ich der einzige, der skeptisch war: »Um Gottes willen, hoffentlich glauben die Leute jetzt nicht, daß schon allein durch Beckenbauers Erscheinen die Deutschen wieder besser Fußball spielen.« Franz war schockiert und bezog das auf seine Person. Heute gibt er mir recht.

»Schön« spielen, gerne. Nur: Ist das heute noch möglich? Das Spiel ist schneller geworden. Die Stürmer haben weniger Zeit, den Ball anzunehmen und zu bearbeiten, sich zu entfalten.

In Kaiserslautern fand ein Match statt, eine Weltauswahl gegen alte und junge Spieler des 1. FC Kaiserslautern. Die jungen Spieler haben Overath heftig und hart attackiert. Der ehemalige Nationalspieler rannte zur Trainerbank und schrie: »Hör mal, sag den Knaben Bescheid, die sollen mal ein bißchen langsamer machen. Wir wollen schließlich schönen Fußball spielen!«

Einem Künstler ist es unerträglich, zu früh in seiner Entfaltung gestört zu werden, beim Jonglieren und Taktieren mit dem Ball.

Platini, Tigana, Giresse und Maradona hätten in der Bundesliga nur sehr schwer Gelegenheit, Genie zu beweisen. Wenn wir gegen Felix Magath spielten, trichterte uns der Trainer ein: »Magath. Egal was der macht. Nur auf Magath! Stören!« Den Gegner aus dem Takt bringen, den Spielmacher ausschalten, wie wir es jeden Sonntag in der Bundesliga üben. Diese Strategie haben wir gegen Frankreich angewandt. Wir *mußten* Sieger werden.

Natürlich können wir auf diese Weise keine Techniker, keine Schönspieler fördern. Taucht ein begabter junger Ballkünstler in einem Verein auf, hängen ihm seine Gegner sofort an den Fersen. Ein Trainer hetzt einen Kämpfer auf den Techniker, und bald ist der Artist »tot«. Sogar in kleinen Vereinen gilt dasselbe: Jedes Talent findet schnell seinen »Killer«.

Unsere Nachbarn, die Belgier und die Holländer, spielen problemlos auf Abseits, mit Abseitsfalle. Damit werden die groß. Bei uns dagegen wird man mit Kämpfen groß. Dazu wird man erzogen, jeden Tag. Auffallend ist, daß unser Jugendnationaltrainer Berti Vogts so ein »Killer« war, ein Haudegen, ein Zerstörer. In über 90 Länderspielen hat er geholt. Und wurde doch Vorbild. »Der Berti Vogts hat mit Sicherheit keinen schönen Fußball gespielt«, sagt man sich. »Aber er hat das Beste daraus gemacht. So falsch kann seine Spiel-

Spielweise also gar nicht sein. Logo.« Immerhin sind wir mit unserer Spielart zweimal Weltmeister geworden. So ganz daneben lagen wir demnach auch wieder nicht.

Den Willen zu siegen habe ich übermäßig mitbekommen. Erfolg ist mein Hauptziel. Wie die meisten Zuschauer bin auch ich von Spontaneität und Präzision beim Fußball begeistert. Eine ausgewogene Mischung aus diesen beiden Zutaten ist schwierig zu erreichen. Wie soll man gleichzeitig inspiriert und energisch, einfühlsam und analytisch sein. Der Regisseur Steven Spielberg hat für sein Gebiet das Dilemma genau umrissen: »Ich habe festgestellt«, erklärte er, »daß ich von einer, sagen wir mal, unbekannten Kraft geführt werde, wenn ich einen Film mache. Da ist nichts Geheimnisvolles dabei. Jeder, der mal etwas mit seinem Herzen geschaffen hat, kennt diese Kraft. Man sollte dieser Kraft vertrauen und keine Fragen stellen. Auf diese Weise sind die meisten meiner Filme entstanden. Je älter ich werde und je mehr ich nachdenke, je weniger kindlich ich empfinde, um so leiser wird diese Stimme, auf die ich mich jahrelang verlassen konnte.«

Genauso ist es auch für uns Fußballer. Die Unschuld ganz verlieren bedeutet, auch die Kreativität verlieren. Wenn sich die Sterilität eingenistet hat, helfen auch zusätzliche Trainingseinheiten nichts mehr. Die Lösung ist ein Balanceakt: Man

muß wie ein Besessener arbeiten, um die Technik zu beherrschen und Kraft zu sammeln. Dann kann man auch mit der Frische und der Unbekümmertheit von Kindern spielen.

Auch im Tor hat sich manches geändert. Die Anforderungen sind größer geworden. Mein Vorbild ist und bleibt Sepp Maier. Als junger Spieler war ich von seiner Art zu spielen einfach hingerissen, seine Leidenschaft für diesen Beruf und seine Hingabe haben mich fasziniert. Mit, selbstverständlich, allem gebührendem Respekt sagte ich mir immer wieder: »Wenn dieser alte Sack mit einem gebrochenen Finger weiterspielt, dann kannst du das als 25-Jähriger auch.«

Er war damals 33. Gebrochene Finger, geknickte Nase, Beule am Schienbein – das Spiel mußte weitergehen. Schmerz ist Einbildungssache. Sepp Maier hat vierhundertmal ununterbrochen gespielt, verletzt oder nicht, in Regen, Schnee, Matsch. Er war *der* Profi überhaupt. Unsere Spielweise ist nicht gut vergleichbar – auch wenn manche sagen, Maier hätte besser Flanken runtergeholt als ich. Zu seiner Zeit wurden Flanken etwas anders geschlagen: langsam, langgezogen. Es blieb mehr Zeit rauszugehen, die Bälle zu pflücken. Heutzutage werden sie mit Wucht und stramm gespielt.

Da bleibt kaum eine Chance, weil die Stürmer ihre Flanken wie Freistöße schießen: Richtung

Tor, mit Pfeffer dahinter, Topspineffekt, ange-
dreht. Pervers!

Deswegen finde ich, daß Vergleiche zwischen Sepp und mir hinken. Zuviel hat sich gewandelt, vieles wurde beschleunigt. Außerdem hat Sepp Maier in einer Mannschaft mit Weltklasseniveau gespielt; man denke an Beckenbauer, Breitner, Müller und Schwarzenbeck. Und nicht zu vergessen: Er stand hinter einer starken Abwehr, Eines haben wir auf jeden Fall gemeinsam: Wir lehnen das »Fliegen« ab. Geflogen wird nur, um den Ball zu erwischen. Der Rest ist Showgehabe à la Heinze, Nigbur oder Burdenski. So extrem nüchtern, so absolut cool wie der italienische Torwart Dino Zoff bin ich aber auch nicht. Meine Maxime heißt: den Ball halten. Dazu sind mir alle Mittel recht, die ich einsetzen kann – Kopf, Beine, Hintern, Rücken. Ganz wichtig sind dabei ein gutes Stellungsspiel und schnelles Laufen. Mein Torwarttrainer Rolf Herings hat eine sehr einleuchtende These: Fliegen und Springen ist immer langsamer als Laufen. Deshalb versuchen Hürdenläufer ja auch, so schnell wie möglich wieder auf der Bahn aufzusetzen. Auch Skiabfahrtsläufer versuchen, nach kleinstmöglichen Sprüngen schleunigst wieder auf die Piste zu kommen. Seit mehr als 12 Jahren arbeite ich nach diesen Prinzipien. Ästhetik ist Nebensache, die Suche nach Bewegungsschönheit gehört ins Ballett. Von Ni-

jinsky, dem legendären »Gott des Tanzes«, hieß es: »Der springt nicht höher als die anderen Tänzer, aber er schafft es, den Eindruck zu vermitteln, daß er länger in der Luft schwebt. Seine Sprünge geben dem Zuschauer das Gefühl von geballter Kraft und gleichzeitig von Zartheit. «

All das hat leider nicht viel mit Fußballspielen zu tun, außer, wenn in einem Spiel der Siegesvorsprung entschieden ist. Dann darf der Torwart sich eine kleine Showeinlage gestatten, mit einem Augenzwinkern für sein Publikum.

Jeden Montagnachmittag trainiere ich mit Rolf Herings. Übe den Ernstfall und teste meine eigenen Grenzen. Eineinhalb Stunden lang werden alle brenzlichen Situationen durchgeprobt: Mitte, links, rechts, Aufsetzer, Weitschuß, Nahschuß. Auch Fans sind da. Sie freuen sich, wenn ich durchs Tor fliege, reagieren aber kaum, wenn ich einen schwierigen Ball mit dem Fuß halte.

Die schönsten Paraden sind paradoxerweise meistens die Folgen von Fehleinschätzungen. Ein Ball oben im äußersten Winkel ist fast unhaltbar. Nur wenn ich falsch stehe, ganz nah am Schußwinkel, dann fange ich solche Bälle. »Toni hat wieder Unhaltbares gehalten«, sagen die Fans. Wenn die wüßten!

Andererseits hängt man mir Fehler an, die keine sind. Beispiel München, September 86: Ein Bayer schießt einen Eckball. Hans-Peter Lehnhoff deckt seinen Gegenspieler überhaupt nicht. Springt auch

noch am Ball vorbei. Ich weiß, ich habe kaum eine Chance, will aber den Bayernstürmer bei seinem Versuch, den Ball ins Tor zu köpfen, stören. Ich stürze vor. Vergeblich. Und bin der Schuldige. Auch für den Zuschauer Beckenbauer.

Rolf Herings gehört zu den wenigen, deren Kritik ich ernst nehme und voll akzeptiere. Also kritisiert er jeden Montagnachmittag zuerst einmal das Samstagsspiel. Danach versuchen wir gemeinsam, Fehlverhalten durch ein entsprechendes Reflex-training zu verringern. Rolf weiß mich zu nehmen. Er verzichtet darauf, mir meine Schwächen zu energisch unter die Nase zu reiben, und versucht lieber, meine Stärken zu fördern. Dazu gehört mein recht kraftvoller Abwurf. Unter Rolfs strenger Aufsicht versuche ich, 60 Meter entfernte Zielobjekte, die Mitspieler darstellen sollen, mit dem Ball zu treffen. Immer wieder, bis die Arme schmerzen. Bis mir schwarz vor Augen wird.

Ein anderes intensives und spezifisches Trainingsgebiet: der Zweikampf Torwart gegen Stürmer. Der wird tausendmal, zehntausendmal geübt – sogar mit Hilfe von mathematischen Formeln. Es ist gar nicht so schwer zu berechnen, wie man kurze oder lange Ecken verschieben kann, wie man dem Stürmer nur ein begrenztes Plätzchen für seinen Ball überläßt. Wir haben zusammen Hunderte von verschiedenen Stellungskonstellationen und Möglichkeiten simuliert. Zuerst an der

Tafel, dann auf dem Feld. Bis mir die errechneten Positionen in meinem Tor als Reflex in Fleisch und Blut übergegangen waren. Zeit für Winkelkalkulationen hat man im wirklichen Spiel nicht. Denken wird reiner Reflex – aber erst nach Jahren mühseliger Kleinarbeit an sich selbst. Das ist das Besondere an meiner Spielweise: gutes Positionsspiel, dem Gegner die Winkel verkürzen, schneiden. In meinem Strafraum bleiben, mein Hoheitsgebiet bis zum Letzten verteidigen, zur Not auch mit einem Kopfsprung in die Beine der Angreifer. Das reinste Himmelfahrtskommando.

Erinnerungen an die engen Zimmer in meiner Kindheit spielen eine große Rolle; mich quält heute noch Platzangst. Ich brauche Luft, ich brauche Weite, ich muß meinem Käfig auf dem Rasen immer wieder entfliehen. Raus aus dem Tor, Ausflüge bis zur Mittellinie, sonst fallen mir die Torpfosten auf den Kopf, und das Netz will mich ersticken. Als der einsamste von elf Spielern suche ich den Kontakt zu meinen Freunden, stürme beim Angriff mit raus und muß sofort wieder zurück. Ich bin Zuschauer, Mitspieler und Torwart, manchmal auch Regisseur. Bin ich Zuschauer in meinem Tor, können die lauernden Momente zu ewig langen Minuten werden. »Du mußt in deinem Käfig bleiben«, hatte man mir beim Eintritt in die Nationalmannschaft eingebleut. Doch schnell erkannten die Mitspieler und Trainer Der-

Derwall, daß das gegen meine Natur ist. Und sie akzeptierten, was für meinen früheren Trainer Rinus Michels ein Prinzip war: »Der Abstand zwischen Torwart und Libero muß immer konstant sein.« Das ist absolut richtig. Der Gegner ist nur dann wirklich gefährlich, wenn er angreift, wenn er sich der 30-Meter-Zone nähert. Warum also sollte der Abstand Torwart – Libero 60 m betragen, wenn meine Mitspieler in Angriff gehen? Man wird mir aus der Mittellinie kein Tor schießen. Ich brauche die Freiheit, nach vorne zu gehen, besonders als Kapitän der Mannschaft. Und ich werde mir auch in Zukunft diese Freiheit nehmen.

Fausten habe ich so an die hunderttausendmal geübt, alle möglichen Varianten, bis ich die Bälle zur Mittellinie wegfausten konnte, um bedrohliche Situationen auf diese Art bereinigen zu können. Abwurf und Fausten setzen ein intensives Hanteltraining für die Oberarm- und Schultermuskulatur voraus. Hab ich gemacht. Früher sah ich wirklich wie eine Coca-Cola-Flasche aus. So formlos, so dünn. Heute bin ich ein Athlet mit einem breiten Kreuz. Die Oberschenkel sind natürlich nicht so ausgeprägt wie bei Rummenigge; aber als Feldspieler braucht er die auch mehr als ich im Tor.

Ein Handicap habe ich seit meiner Geburt. Meine widerspenstigen X-Beine. Von der Statik her sind meine Gelenke benachteiligt, wenn man sie mit

einem ganz normal gebauten Körper vergleicht. Professor Schneider hat mir, wie gesagt, ganz gezielte Übungen verordnet, und Rolf Herings hilft mir bei der Durchführung. Medizinisch gesehen bin ich damit ein Wunder. Ohne Krafttraining komme ich nicht mehr zurecht, hätte ich auch ganz sicher nicht über 75 Länderspiele hintereinander durchstehen können. Im allgemeinen versuche ich, meine Knochen durch solide, antrainierte Muskelpakete gegen Schläge und Brüche zu schützen.

Ganz wichtig ist es auch, die gegnerischen Stürmer einzuschüchtern. »Vorsicht«, müssen die denken, »jetzt nähere ich mich einem Käfig, in dem kein Schatten wacht, sondern ein stämmiger Torwart. Ein Drachen vor seiner Höhle, ein quiklebendiger Springteufel.« Der Sechzehn-Meter-Raum ist das Hoheitsgebiet, das Herzstück ist das Tor selbst. Und ich habe dieses Heiligtum zu schützen. Der gegnerische Stürmer muß das spüren. Rein von der Optik her fürchtet ein Feldspieler einen kleinen Torwart weniger. Also muß Respekt geschaffen werden, unter Einsatz aller verfügbaren Mittel: Muskeln, angriffslustige Mimik, ein brutaler Blick. Der Angreifer soll Angst bekommen. Ronnie Borchers von Waldhof Mannheim sieht da so: »Wenn du in Tonis Strafraum kommst, wird das Tor immer kleiner, du glaubst kaum an deine Chance und paßt vor allem auf deine eigenen Knochen auf.« So muß es auch

sein. Dafür stemme ich wie ein Wilder. Nur gegen meine X-Beine hilft kein Training. Die lassen sich nicht korrigieren. Ich muß gestehen, unter ihrer sperrigen Form habe ich oft gelitten. Ein Torwart mit langen X-Beinen, das ist doch lächerlich, dachte ich. Inzwischen sind sie ein Markenzeichen geworden: X-Beine = Schumacher, und damit basta.

Der »Ersatzkrieg« Fußball artet leider oft genug in psychologische Zweikämpfe aus. Durch Imporniergehabe versucht man, den Gegner möglichst einzuschüchtern, so daß er sich gar nicht erst groß an den Ball herantraut. Böse Blicke, Zähneflischen, eindeutige Gesten, wüste Beschimpfungen auf dem Rasen – das meiste davon bleibt dem Zuschauer unbemerkt. Der Umgangston zwischen den Spielern kann grob bis brutal sein. Blinde Wut, Bosheit – der ganzen schlimmen Gefühlsskala wird dann Luft gemacht.

Unter den Schimpfwörtern steht natürlich das bestimmte Loch an erster Stelle: Zum »Arschloch« kommt dann meist noch ein schmückendes Beiwort wie »breites«, »riesiges«, »blödes« oder »rabenschwarzes«. Als »Hund« ist man ein »linker«, »feiger«, »falscher« oder »krummer Hund«. Die Steigerung: Aus dem Hund wird eine »Sau« – eine »miese«, »dreckige«, »brutale«, »fiese« oder gar »schwule Sau«. Gemessen an anderen Nettigkeiten, sind die Ausdrücke aus der Tierwelt noch

Komplimente. Da hört man »Halunke«, »Ganove«, »Wegelagerer«, »Gangster«, »Betrüger«, »lausiger Affe«, »Stinktiefel« oder »Stinkstiefel«. Rote Öhrchen krieg ich aber erst bei der nächsten Kategorie von kollegialen Zurufen: Wer läßt sich schon gerne einen »Hodenbeißer«, »Arschficker«, »Wurmwichser« oder gar eine »spanische Sackratte« nennen?

Ich hab schon viel gehört, oft genug einfach weggehört und, ehrlich gesagt, bin ich auch nicht gerade ein Unschuldengel, Gegner wie Mitspieler können auch mich fluchen und toben hören. »Lackaffe«, »lahmarschige Henne«, »Penner«, »Trampel«, gehören zu meinem Wortschatz, und so manchem Schiedsrichter habe ich wutschnaubend »Du schwarze Sau« oder »Du Maulwurf, du blinder!« hinterhergebrüllt... aber so laut, daß es keiner gehört hat. Der ehemalige Torwart Nr. Zwei, Uli Stein, nannte einen Unparteiischen, den er wenig unparteiisch fand, »du Wichser!« So weit bin ich doch noch nicht gegangen. Als Kapitän der Nationalmannschaft muß ich Selbstbeherrschung üben und sollte den jüngeren Mitspielern kein zu schlechtes Beispiel geben.

Mit Rempelen und verbalen Attacken reagiert man den eigenen Druck ab, und der Gegner wird durch diese Beleidigungen aus dem Gleichgewicht gebracht. Solche Bemerkungen stören tatsächlich die Konzentrationsfähigkeit – wenn auch nur für einen kurzen Moment.

Aber das Schlimmste, was einem passieren kann – das Allerschlimmste ist Spucken. Wer einmal in seinem Leben angespuckt wurde, der versteht, warum es Affektmorde gibt. Sekundenlang ist man wie gelähmt. Man zittert vor Wut und Ekel. Innerlich fängt es an zu brodeln. Haß steigt auf, die Luft bleibt einem weg für einen Augenblick. Schlimmeres gibt es nicht. Da wird dann der Ersatzkrieg Fußball zum offenen Krieg, da klappt in der Tasche das Messer auf...

Man braucht Stunden, Tage, um über diese tiefe Ehrverletzung wegzukommen, sich zu beruhigen. Schiedsrichter haben es schwer. Sie müssen Kritik von allen Seiten einstecken. Sie können nicht groß antworten – dafür aber reagieren, auch sich abreagieren. Ihre Reaktion kommt meist bei Spielentscheidungen.

Es ist schwierig für den »Schwarzen Mann«, dem wachsenden Druck von Publikum und Trainerbank zu widerstehen.

Bundesligatrainer, wie Karl-Heinz Feldkamp aus Uerdingen, haben ihre ganz besonders listige Taktik: Mit Gesten und Pfiffen, einer hilfeschreitenden Drehung zum Publikum wird die Stimmung aufgeheizt. Über die Zuschauer und mit ihrer Hilfe wird Druck auf den Schiedsrichter ausgeübt. Die Klugen unter den Unparteiischen überhören solche Pfeifkonzerte genauso wie die verbalen Entgleisungen der Spieler. Die Klügsten halten es wie die drei Affen: Nichts hören, nichts sehen,

nichts sagen. Andere »Schwarzkittel« fegen wie ein angeschossenes Wildschwein über den Platz, die dünnen Nerven, an denen Spieler wie Zuschauer zerren, reißen, und sie kommen ins Schleudern. Overath und Breitner waren früher die berüchtigtsten Nervtöter. Die konnten einen Schiedsrichter zermürben. Immer noch ein bißchen lauter brüllen, noch näher an den Schiedsrichter rantreten – so mancher Unparteiische wurde auf diese Weise zum gehorsamen Zögling dieser Spieler.

Schiedsrichter werden, die Möglichkeit auskosten, 22 Leuten zu zeigen, wo's lang geht – das ist schon seltsam. Wenn einer sich für diese Tätigkeit entscheidet, ist das noch lange keine Garantie dafür, daß er einen guten Charakter hat. So mancher von ihnen nutzt die Gelegenheit, den Frust der ganzen Woche am Wochenende selbstherrlich und autoritär abzureagieren. Schließlich hat der Schiedsrichter das »Recht auf Rechthaberei«.

Und viele scheinen sich an den guten Spielern dafür zu revanchieren, daß es bei ihnen selbst nie zum Star gereicht hat. Verhinderte Fußballstars sind also dazu auserkoren, ein Starensemble zu dirigieren, 90 Minuten lang. Am Wochenende wächst der »Mann in Schwarz« über sich selbst hinaus: ein Pfiff, und wehe, wenn einer nicht pariert oder gar widerspricht! Der sieht die gelbe, manchmal auch die rote Karte. Diskussionen über Schiedsrichterentscheidungen verschlimmern

alles nur noch. Der Schiedsrichter ist auf dem Rasen einfach der Allmächtige. Ich versuche, ihn als neutrale, objektive Instanz zu sehen, wenn ich ins Spiel gehe. Ich sehe den »Schwarzen Mann« nicht als Gegner – es sei denn, er schlägt sich während des Spiels auf die andere Seite. Ist er eher auf unserer Seite, dann wird er natürlich von mir gelobt: »Sehr gute Entscheidung, sehr gut gesehen, toll – phantastisch!« So verstärke ich seine Sympathien für uns – und für unser Spiel.

Entdecke ich aber Unfairneß, empfinde, daß das gegnerische Publikum den Unparteiischen unter Druck setzt – dann wird er für mich zum zwölften Gegner zwischen den beiden Toren. Auch dann sollte man noch versuchen, ihn zu loben, ihn zu einer »Bekehrung« zu ermutigen. Aber manchmal übersteigt das meine Fähigkeit, mich zu beherrschen. Dann schimpfe ich trotzdem, und wie...

Der sogenannte Unparteiische ist für mich nicht grundsätzlich ein Feindbild. Doch manchmal überfordert er mich, weil er selbst überfordert ist. Der moderne Fußball ist schneller geworden, die Spieler frecher, das Publikum wilder – und das Fernsehen ist da als der immer präsente, intimste Zuschauer. *Ein* »Schwarzer Mann« ist dem heutigen, dem modernen Fußball einfach nicht mehr gewachsen. Das nachahmenswerte Vorbild kommt aus dem Eishockey. Dieses Spiel ist so schnell, daß man drei Schiedsrichter braucht, um das Geschehen auf dem Eis zu kontrollieren. Für

den Fußball würden zwei genügen. Einer immer am Ball – er wäre zuständig für Freistöße, Ecken und das 16-Meter-Getümmel; der andere sollte das gesamte Spiel mit Distanz überwachen. Schwerwiegende Entscheidungen würden selbstverständlich zu zweit getroffen. Die Linienrichter würden weiterhin »Rangierer« bleiben und nur bei »Abseitsentscheidungen« gefragt werden; von allen anderen spielbezogenen Entscheidungen wären sie entbunden.

Und schließlich: Profifußballer verdienen es, daß sie von Profischiedsrichtern beurteilt werden. Für die Bundesliga müßte es professionelle Schiedsrichter geben – ebenso natürlich auch auf internationaler Ebene. Die Entscheidungen des »Schwarzen Mannes« sind zu wichtig, als daß man sie Amateuren überlassen sollte. Ein Schiedsrichterpfiff kann über Millionen entscheiden, über Gewinn oder Verlust für eine ganze Mannschaft, einen Verein. Für diese Aufgabe wären ehemalige Profifußballer bestens geeignet: Sie kennen alle faulen Tricks und Raffinessen – einen alten Affen lehrt man das Fratzenschneiden nicht mehr.

Schiedsrichter müßten dann aber auch besser bezahlt werden. Für ein Inlandsspiel sollten sie nicht 200 bis 300 DM bekommen, sondern 3000 DM. Ihr Einsatz bei internationalen Veranstaltungen sollte mit 5000 DM honoriert werden. Und sie müßten endlich auch selbst für ihre Unterkunft sorgen, die Kosten selber tragen. Das Wohlbefin-

den der Unparteiischen gibt nämlich heutzutage Anlaß zu allen möglichen Spekulationen. Bei Europapokalspielen findet dann ein zweiter Wettbewerb statt: Welche Mannschaft bringt den Schiedsrichter am besten unter? Vier-Sterne-Hotels und allerfeinste Restaurants sind gerade gut genug für ihn, auch seiner eventuellen Einsamkeit kann man vorbeugend Abhilfe schaffen. Eine Variante in diesem Wettbewerb lautet: Welcher Schiedsrichter tritt den Heimweg mit einer zweiten Tasche an? So etwas gibt es tatsächlich. Vielleicht ist Köln eine Ausnahme; dort werden die Schiedsrichter immer noch amateurhaft betreut. Wer seine Arbeit gut bezahlt bekommt, kann Bestechungsversuchen besser widerstehen. Könnte gut sein, daß seltsame, auffällige Schiedsrichterurteile auf diese Weise weniger würden. Professionalität ist der beste Schutz vor ungerechten Praktiken, vor Improvisation und Willkür, Nicht nur die Spieler müssen sich anstrengen, um dem Amateurstatus zu entkommen. Dasselbe gilt für die Schiedsrichter, die Trainer, die Manager und Vorstandsmitglieder.

Die Nationalmannschaft

»Verlang mal, daß ein Gremium aus Bürokraten einen Panzer konstruiert. Du wirst erleben, daß die ein Dromedar erfinden.«

Diese Anspielung kennzeichnet den Apparat des DFB, des Deutschen Fußball-Bundes, recht gut. Alle übermächtigen Verwaltungen neigen dazu, vor allem Selbstzweck zu sein. Die Dominanz des Topmanagers Hermann Neuberger ist allgegenwärtig, zum Glück. Sie bildet das Gegengewicht zur Trägheit eines Systems, das für fast vierzig Bundesligavereine und vier Millionen Amateurspieler zuständig ist. Auch auf lange Sicht ist es ein praktisch unmögliches Unterfangen, die so unterschiedlichen Interessen der Nationalmannschaft, der Profifußballer, der 1. und 2. Bundesliga und der Amateure unter einen Hut zu bringen. Die Amateure sind eine Last für die Profis. Und umgekehrt stört und frustriert der starke Einfluß, den die Bundesligavereine auf den DFB haben, die Amateure. Eine Trennung wäre wünschenswert, Überlegungen über eine neue, effizientere Konstruktion wären notwendig.

Wagen wir uns vor: Es gäbe weiter einen autonomen DFB, jedoch zwei Vorstände – einen für die Profis, den anderen für die Amateure. Hermann Neuberger bliebe an der Spitze des Profivorstands. Franz Beckenbauer würde Generalma-

nager, eine Art Regierungschef mit ausgezeichneten Sachbearbeitern für Finanzen, Presse, Training etc. Im Amateurvorstand sähe ich gern Herrn Mayer-Vorfelder, den äußerst ehrgeizigen Vorsitzenden des Liga-Ausschusses und Kultusminister von Baden-Württemberg. Da hätte er *die* Gelegenheit zu zeigen, daß man einen Fußballbund doch so ganz anders als eine »Bananenrepublik« regieren könnte. Paul Breitner würde sein Generaldirektor, die Idealbesetzung für diesen Posten! Er wäre dann endlich so ein Macher und nicht mehr der ewige Meckerer in der *Bild*...

Eine solche Revolution kann sich Franz, so höre ich, noch gar nicht vorstellen. Sie wäre aber bitter notwendig.

Sollte Hermann Neuberger aus irgendwelchen Gründen den DFB verlassen oder sich zur Ruhe setzen, kann man sich auf chaotische Verhältnisse beim DFB gefaßt machen. Sein Einsatz und sein autokratischer Stil waren bisher häufig der Grund, daß sich Fehler vermeiden ließen. Aber die Last der Verantwortung muß allmählich zuviel für ihn werden. Viel zu viele unbedeutende Entscheidungen laufen bis zu ihm. Ein Nachfolger, der nicht so ist wie Neuberger, könnte eines Tages dadurch völlig überfordert sein. Das ist schmeichelhaft für den jetzigen Präsidenten, aber tödlich für den DFB. Zur Zeit ist es so, daß Teamchef Beckenbauer sich immer erst bei Neuberger erkundigen muß, was er zu tun und was er zu lassen hat. In

Mexiko berieten er und Delegationschef Braun wohl zehnmal am Tag. Und es ging dabei oft um ganz belanglose Konflikte. Die erste Garnitur des DFB wird unnötig und viel zu oft mit Nebensächlichkeiten belastet.

Ein Beispiel für die schädliche und unsouveräne Kompetenzrangelei war auch die Debatte über meinen Einsatz bei der Europameisterschaft 1984 in Paris – zwei Jahre nach dem »Foul« an Battiston. Das Problem bestand dann, ob meine Teilnahme Gefahren mit sich bringen, ob Frankreich sie als Provokation auslegen würde.

Kurz vor dem dramatischen Länderspiel in Straßburg hatte in Südfrankreich ein Jugendnationalspiel stattgefunden. Der deutsche Torwart wurde furchtbar ausgepiffen. »Schumaker, Schumaker«, hatten ihn die Zuschauer beschimpft. Das war für Berti Vogts Anlaß (vielleicht hielt er sich plötzlich für den Außenminister?), auf einer Trainertagung in Anwesenheit von Jupp Derwall darüber zu berichten. Ein Dilemma. Keiner war in der Lage, einen Entschluß zu fassen oder um Rat zu bitten. Geheimnisträchtiges Schweigen, kein einziges klares Wort. Wie sollte ich Derwall vertrauen, nachdem ich von seiner »Verlegenheit« gehört hatte?

Also rief ich direkt Hermann Neuberger an. Mit einem Generalmanager hätte ich einen Ansprechpartner gehabt, hätte nicht den Präsidenten belä-

stigen müssen. Neuberger empfing mich in Frankfurt und erklärte mir klipp und klar: »Für mich gilt nur eins: Sportlich bist du unanfechtbar. Ich bin bereit, dir diese Aussage schriftlich zu geben.« Dafür erntete er herbe Kritik: »Blankoscheck für Toni«, wurde geschrieben. Mag ja sein. Der eigentliche Fehler war aber, daß er sich ungedeckt so exponieren mußte.

Ob das in der Wirtschaft ist, in der Verwaltung oder in der Politik – Strukturen und Systeme werden zu dem, was sie sind, durch die Menschen, die sie anwenden und leiten.

Kurz gesagt: Auch die beste Organisation der Welt kann nicht über Nacht einen verhängnisvollen Talent- und Persönlichkeitenmangel kompensieren. Umgekehrt gilt: Durch gutdurchdachte Strukturen, durch klare Arbeitsteilung lassen sich erschöpfende und verschleißende Konflikte vermeiden, lassen sich die Leistungen eines Teams steigern – sei es in der Industrie, der Politik, der Wissenschaft oder im Sport.

Es gibt keinen triftigen Grund dafür, daß ähnliche Ergebnisse nicht auch im Bereich des Fußballs erzielt werden könnten. Und am besten sollte man gleich bei der Nationalmannschaft anfangen. Vielleicht wäre es an der Zeit, daß man im Land der Organisation den Dilettantismus hinter sich läßt, vielleicht sogar Unternehmensberater einschaltet: Neue Strukturen müssen her!

In der Vergangenheit war dies vielleicht weniger notwendig als heute, ließ sich ein Minus an Management durch ein Plus an Persönlichkeit ausgleichen.

Erinnern wir uns an die glorreiche Nachkriegszeit. Deutschland war das Fußball-Wunderland, rund um den legendären Sepp Herberger wurde glücklich und erfolgreich improvisiert. Ich bin zu jung, um das aus eigener Erfahrung sagen zu können, aber ich glaube, daß »Fußball« zur damaligen Zeit keine so totale Herausforderung bedeutete und nicht so viel Engagement verlangte wie heute.

Helmut Schöns großes Verdienst ist es, daß er den Fußball als Sport so stark in unseren Alltag hineingebracht hat. Sepp Herbergers Erbe Helmut Schön war ein fast unnahbarer Trainer. Mit viel Intelligenz und Autorität verstand er es, sowohl organisatorische wie auch psychologische Probleme innerhalb der Nationalmannschaft zu lösen. Aber was für ein Traum-Team stand ihm zur Verfügung. Helmut Schön hatte das Glück, mit Franz Beckenbauer, Sepp Maier, Gerd Müller und Wolfgang Overath über ganz hervorragende Spielerpersönlichkeiten zu verfügen. Es war, als dirigierte er ein Orchester aus sehr begabten Solisten. Ein Ensemble, das auch unter einem namenlosen Dirigenten noch gute Musik gemacht hätte.

Nach der WM von 1974 verließen Müller, Overath, Breitner (der später wieder zurückkehrte) und Grabowski das Nationalteam. Damit löste sich diese einmalige Konstellation auf. Der Wunsch nach einer ähnlichen Harmonie zwischen Trainer und Spielerpersönlichkeiten besteht, hat sich aber seither noch nicht verwirklichen lassen.

Jupp Derwall mußte seine eigene Mannschaft aufstellen. Das Derwall-Team blieb zunächst in 23 Spielen ungeschlagen. Die Mannschaft spielte phantastisch guten Fußball, meistens gegen sehr schwache Gegner. Das verheerende Ergebnis war Euphorie. Im ganzen Lande wurde Derwall bejubelt, viele Spieler aus der Mannschaft stellten ihn auf eine Stufe mit Helmut Schön. Aber Derwall war angreifbar, seine Autorität blieb nicht unwidersprochen. Er war einfach ein zu anständiger Kerl, ein echter Kumpel für uns alle, der immer versuchte, eine gute und kollegiale Atmosphäre zu verbreiten. Er appellierte an die Vernunft seiner Spieler, wollte ihnen nichts vorschreiben. Entschuldigung – aber so geht das leider nicht. Bauchlandungen waren unvermeidbar. Es konnte nicht funktionieren: Nur ein sehr starker und unantastbarer Trainer kann sich Vertraulichkeiten innerhalb eines Teams erlauben – wenn der Kapitän seine Autorität anerkennt. Zwischen Schön und Beckenbauer war dies möglich, weil zwischen den beiden eine respektvolle Vater-Sohn-Beziehung bestand. Das war ein glücklicher Zu-

fall und wohl eine ausgesprochene Seltenheit. Dagegen war später dann das Tandem Derwall – Rummenigge ein Unglück. Die beiden waren sich zu ähnlich, schon in ihrer Profillosigkeit. Und beiden fehlte die echte Autorität. Breitner, der dritte Mann, war zu dominant und konnte die Tage von »Schlucksee« und die »Nächte von Madrid« inszenieren.

Die aktuelle Konstellation ist sicherlich besser, aber auch etwas prekär. Trotz seiner sportlichen, technischen und menschlichen Tugenden ist uns Franz Beckenbauer zur Zeit eher ein großer Bruder als eine Autoritätsfigur. Bis zur WM 1986 war Karl-Heinz Rummenigge sein Kapitän. Wegen dessen beinahe diplomatischer Zurückhaltung und seiner Scheu vor Konflikten mußte sich Beckenbauer oft, und oft unnötigerweise, aus dem Fenster hängen. Eine andere Arbeitsteilung wäre angebracht und sollte so schnell wie möglich verwirklicht werden. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Kapitän der Nationalelf wichtigere Funktionen ausübt als der Trainer. Natürlich würde dies eine andere Konstellation voraussetzen: Ein Generalmanager wie Franz Beckenbauer müßte nominiert werden; eine etwas weniger bekannte Persönlichkeit, aber ein überragender Fußballkenner, würde Trainer. Dem Kapitän fielen teilweise Aufgaben zu, die der Trainer bisher ausübte. Damit wäre die alte, traditionelle Ordnung innerhalb der Mann-

schaft wieder hergestellt: Disziplin, Verwirklichung der abgesprochenen Taktik auf dem Rasen... Ein Erfolg, ich bin ganz sicher!

Der Trainer wäre weiterhin für Kondition, Technik und das Trainingsprogramm seiner Mannschaft zuständig. Die psychologische Betreuung der Spieler, Sanktionen, Ermutigung, Tadel, alle Verantwortlichkeiten, die das Persönliche betreffen, würden zwischen Kapitän und Trainer geteilt. Die höchste Instanz für alle Entschlüsse und Entscheidungen wäre der Generalmanager – unanfechtbar, weil er Distanz und Übersicht besitzen würde. In meinen schönsten Träumen sehe ich Beckenbauer auf dem Sessel des Generalmanagers. Franz träumt anders, glaube ich. Er sieht Günther Netzer als »Manager« und Berti Vogts als »Co-Trainer«, als eine Art Zulieferer innerhalb einer Organisation, in der weiterhin er – Franz – der Trainer bleiben würde. Diese Version, oder besser Idee, scheint nicht die Zustimmung unseres DFB zu finden. Aber auch wenn Franz Erfolg mit seiner »Reform« haben sollte, so wäre sie doch nur die halbe Lösung des ganzen Problems.

In der Zwischenzeit möchte ich als Kapitän der Nationalelf auf jeden Fall einmal im Monat mit dem »Trainer-Generalmanager« Beckenbauer ein Gespräch führen. Ich will als Bindeglied zwischen Delegation, Teamchef, Manager und Mannschaft wirken. Das ist nur machbar, wenn ich rundum

informiert bin. Der Kapitän hat eine tragende Rolle im Verein und in der Nationalmannschaft. Er ist für die Motivierung der Mitspieler zuständig und darf nicht so naiv wie ein Jupp Derwall alles gläubig schlucken. Zu glauben, Nationalspieler zu sein sei eine Ehre und die Auserwählten würden alles daransetzen, um erfolgreich zu sein – das ist ein Kinderglaube. 1982 in Spanien mußte Derwall – zu spät – feststellen, daß jeder auf dem Schiff das machte, was ihm gerade paßte. Derwalls Glaubwürdigkeit gegenüber Spielern und Fußballfunktionären war verflogen. Er wurde vor den DFB zitiert, der DFB bestimmte, wann er wo hinzufahren hatte, in welches Hotel usw. Er hatte sich zum Befehlsempfänger degradieren lassen, hatte aufgehört, eine Respektsperson zu sein. Wir haben ihn geliebt, nicht gefürchtet und nicht respektiert.

Undisziplinierte, willensschwache oder auch nur faule Spieler hatten nichts zu fürchten – Sanktionen kamen nie. Das war der Anfang vom Ende. Persönlich habe ich unter dem Autoritätsmangel vielleicht noch am wenigsten gelitten. Normalerweise brauche ich gar keinen Trainer. Ich weiß, was für mich gut ist, und ich absolviere mein Konditionstraining mit dem Torwarttrainer. Von unserer Spielstrategie werde ich informiert, verstehe auch etwas davon, bin als Torkeeper aber nicht unbedingt beteiligt. Ich brauche keinen Aufseher. Ich habe gelernt einzusehen, wann ich ms

Bett zu gehen habe, was ich zu essen und zu trinken habe und wann ich mich in irgendeiner Form ablenken darf. Aber viele der jüngeren Spieler benötigen einen »großen Bruder«, der sie zur Disziplin zwingt. Keinen Feldweibel, sondern einen »Kapitän«, der beim kleinsten »Sichgehenlassen« ein »schlechtes Gewissen« verbreitet. Der Trainer der heutigen Generation dagegen sollte mit ganz anderen Aufgaben befaßt sein. Er kann und muß sich nicht unbedingt um alles kümmern. Er sollte technischer Direktor sein, Kondition vermitteln, Taktik bestimmen und sonst gar nichts. Der Generalmanager sollte – wenn es nach mir ginge – ein ganz anderes Kaliber haben. Er muß die Spieler als eine Truppe von Erwachsenen akzeptieren, die auch diskutieren möchten, die Kritik üben wollen in einer Art und Weise, wie sie mündigen Bürgern zusteht. Sind aber Entscheidungen zu treffen, dann trifft er sie.

Nach wie vor ist Franz für mich *der* Mann für *die* Aufgabe. Besonders seit er, so meine ich ganz persönlich, aus seinen Fehlern gelernt hat – auch wenn er vor und während der WM 1986 in Mexiko Schwächen gezeigt hat, die man von ihm nicht erwartet hatte.

Franz Beckenbauer hatte im Gegensatz zu Jupp Derwall einen unglaublichen Bonus bei der Presse, den Funktionären und den Spielern. Jeder wußte, daß er *der* Fußballstar Deutschlands war. Was *er* sagte, konnte nur richtig sein. Man erwar-

tete, daß er als die große Fußball-Persönlichkeit, als Spieler mit immerhin über 100 Länderspielen in den Belohn, Vorschläge machen würde, Kritik üben könne. Bei Licht betrachtet, hat er kein Fettöpfchen ausgelassen, das zu treffen war. Ich gestehe, daß ich mich manchmal regelrecht darüber gefreut habe. Hatte er mir nicht immer gepredigt: »Du darfst nie so direkt die Wahrheit sagen, wenigstens nicht in der Öffentlichkeit...«

Franz als »Generalmanager«? Aus rein organisatorischen Gründen sind so durchgreifende Reformen vor der nächsten Europameisterschaft nicht möglich. Aber warum nicht bis zur Weltmeisterschaft 1990? Ein Gespann Neuberger als DFB-Oberster und Beckenbauer als Regierungschef der Nationalmannschaft? Ideal!

Als Konditionstrainer hätte ich mir gut Horst Köppel vorstellen können, einen sehr fähigen Techniker, der auch psychologisch besser mit den Spielern zurechtkommt als Berti Vogts. Stimmungsmacher und Harmoniequelle sollte der Kapitän sein.

Vor wichtigen Länderspielen sollte die National-elf eine Woche lang zusammenleben. Das wäre für alle eine Möglichkeit, die Animositäten und Vorurteile und damit auch den Frust abzubauen. Man könnte sich besser kennenlernen. Es ist nämlich schlimm, wie wenig bei uns miteinander gesprochen wird. Der Trainer muß zuviel auf einmal

leisten: Diskussionsleiter, Konditionstrainer, Seelsorger. Die Spieler müssen sich doch auch untereinander mal verbal austoben können, nicht nur immer gegeneinander. Erzählen und nochmals erzählen sollte man, um die anderen und sich selber besser zu verstehen. Ein Trainingslager ist ja schließlich kein Taubstummentreffen.

Auf Bundesligaebene wäre es angebracht, daß sich die Vereinskaptäne zweimal im Jahr treffen, um Entfremdungserscheinungen oder gar Feindschaften abzubauen. Dazu könnte man Schiedsrichter, DFB-Funktionäre, Ärzte, Generalmanager und Trainer der Nationalmannschaft sowie Vereinspräsidenten einladen, um über ihre Probleme und Schwierigkeiten mehr zu erfahren. Die »Mafia«-Bildung innerhalb der Nationalmannschaft könnte so verhindert werden.

Bisher tolerierten die Trainer, daß in Trainingslagern immer dieselben Leute an regionalen Tischen zusammenhockten: der »Kölner Tisch«, der »Münchener«, der »Hamburger«. Die Folgen sind ja hinlänglich bekannt – ich erinnere nur an die Tischgeschichten von Mexiko.

Ich schlage eine vergnügliche Lotterie oder Tischordnung vor: Gleich bei der ersten Zusammenkunft werden die Namen sämtlicher Spieler in einen »Glückstopf« geworfen. Der Kapitän mischt die Zettel, der Trainer greift in den Topf und verliert je fünf Namen pro Tisch. Und alle sitzen ganz gemischt: Hamburger neben Kölnern,

Münchener neben den sogenannten »Legionären«, die, wie z.B. Littbarski und Förster, ihr Geld im Ausland verdienen. Damit wäre dem »Cliquesbetrieb« ein Ende gemacht.

Ein Trainingslager sollte auch nicht immer gleichbedeutend sein mit Üben, Laufen, Essen, Massage, Schlafen und endloser Langeweile...

»Das Nichtstun ist die Quelle aller Übel«, heißt es. Stimmt. Auch Unterhaltung muß sein. Darüber müßten Generalmanager, Konditionstrainer, Kapitän und Arzt entscheiden. Was ist sportlich erlaubt, gesundheitlich zumutbar? Die Trainingsblöcke sollen so gesetzt werden, daß dem Spieler auch noch Freizeit bleibt. Sind Kondition und technisches Können nicht Voraussetzung für die Auswahl eines Spielers in die Nationalmannschaft? Muß er wirklich erst noch lernen, wie er einen Ball zu stoppen hat? Das Ziel eines Trainingslagers ist die Kunst, aus verschiedenen Vereinen eine Nationalelf zusammenzuschweißen. Ob der eine besser laufen, der andere besser springen kann, muß schon viel früher geklärt werden, nämlich vom Vereinstrainer zu Hause. Die Aufgabe besteht doch darin, die zwanzig Besten von 400 Profis auf nationaler Ebene geistig und spieltechnisch zusammenzubringen, ihnen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu vermitteln. Nicht nur auf dem Rasen.

Mit Lagerfeuern und Gitarrenklängen tut sich –

gefühlsmäßig betrachtet – nicht viel. Wir sind ja keine Pfadfinder mehr. Wie war's denn mal mit einem alkoholfreien Discoabend, mit Theater oder einer Gastkonferenz über ausgewählte Themen? Mit Schriftstellern oder Sportlern anderer Sportrichtungen? Muß man sich wirklich sieben Wochen langweilen, verdummen, nur weil man zu den zwanzig besten Fußballspielern Deutschlands gehört? Warum nicht z.B. ein Tennisturnier der Fußballer veranstalten, unter der Sponsorschaft irgendeines großen Unternehmens wie Lufthansa oder Coca-Cola? Das würde der Stimmung sicher guttun. Alle spielen – 22 Fußballer, 4 Trainer, der Arzt, die DFB-Funktionäre – in sechs Teams aufgeteilt. Ein regelrechtes Turnier wird organisiert, und die Sieger erhalten einen Preis. Die Journalisten würden über den Turnierstand berichten und nicht mehr »exklusiv« über Reibereien oder Blähdärme der Nationalelf. Auch innerhalb der Mannschaft gäbe es neutraleren Gesprächsstoff, gepaart mit freundschaftlichem Konkurrenzdruck. Die Technik würde auf angenehme Art verbessert, ohne daß es gleich nach knochenhartem Training aussieht. Wer gut Fußball spielt, kann mit dem Ball umgehen, auch mit dem Tennisball. Es wäre doch denkbar, daß z. B. ein Sportler wie Boris Becker sich einen Tag lang im Kreis der Nationalmannschaft aufhält. Drei Stunden Tennisunterricht mit Boris: das wäre eine Belohnung für die Turnierersten. Andere Preisideen: ein Aufenthalt

bei einem Tennisturnier in New York oder Wimbledon. Auch Golf wäre nicht schlecht – mit Bernhard Langer als Gast. Und warum nicht: ein Schachturnier mit Kasparow? Ein Unterhaltungsangebot »a la carte«, um den individuellen Entfaltungsmöglichkeiten von 22 Spielern gerecht zu werden. Langeweile ist das schlimmste Gift. Wenn sie, wie in Mexiko, aufkeimt, ist die Chance für ein harmonisches Zusammenleben fast aussichtslos.

Ein Trainingslager wird nie ein Engelsnest sein. Aber ein Mindestmaß an Rücksicht und Verständnis füreinander kann erreicht werden. Der Ton macht die Musik.

Bundesliga: Faule Säcke

Auf dem Rasen sind jetzt die jüngeren Spieler ein bißchen flinker, beweglicher, spielerisch und technisch besser als die älteren Stammspieler. Aber Durchsetzungsvermögen und Mumm fehlen ihnen. Seit Mexiko hat sich nur ein einziger durchgesetzt: Thomas Berthold. Früher spielte er zu locker. Jetzt hat er es begriffen. Die Erleuchtung kam im richtigen Augenblick.

Olaf Thon war auf dem besten Weg nach oben, bis er sich dann in Mexiko verletzte. Franz bot ihm an, dazubleiben und die Weltklasespieler aus allernächster Nähe zu beobachten, den Allerbesten das Erfolgsgeheimnis abzuluchsen. Olaf wollte lieber nach Hause.

Auch mit dem besten Willen kann ich für ihn kein Verständnis aufbringen. Berti Vogts übrigens auch nicht. Berti hat schon vor 20 Jahren die WM in England von der Bank aus verfolgt – auf eigene Kosten. Nur um zu lernen, um Spieler wie Bobby Charlton in Aktion zu erleben, zu analysieren, technisch und taktisch.

Also sage ich es noch einmal ganz laut, prüfe und unterschreibe: »Viele junge Spieler sind faule Säcke! Und ein paar von ihnen sind dazu noch sträflich dumm.« Olaf Thon ist ein Paradebei-

spiel. Er kam angestelzt: »Meinst du, daß ich auch zu den ›faulen Säcken‹ zu rechnen bin?« Der Gockel war Nationalspieler und fühlte sich von meiner Bemerkung getroffen, weil ihm nicht aufgefallen war, daß ich mir dieses Urteil nur in bezug auf die Bundesliga erlaubt hatte. »Wenn dir der Schuh paßt, bitte schön«, habe ich geantwortet. »Dann solltest du ihn anziehen...«

Unser Nachwuchs – und das sage ich nicht wie ein betagter Neidhammel – hat es innerhalb der Vereine zu leicht. Es genügt, den Verdacht auf ein Quentchen Talent zu erwecken, und schon gibt es einen festen Vertrag. Von Anfang an werden sie verhätschelt und verwöhnt, mit fünfzig-, sechzig- oder siebzigtausend Mark pro Jahr für blutigste Anfängerleistungen honoriert. Das Ergebnis: Jeder hat seinen Super-Videorecorder, sein schnelles Auto usw. Die Kabinen- und Duschzurufe sind Dialoge im High-Society-Verschnitt.

»Was machen wir heute«, flötet der eine. »Spielen wir Tennis oder fahren wir Surfen?«

»Nein, lieber eine Sauf tour durch die Stadt«, antwortet der andere.

Die meisten ernähren Tennis-, Golf- oder Reitlehrer. Warum bloß hält sich von denen keiner einen eigenen Fußballlehrer? Den hätten sie bitter nötig, um besser zu schießen, zu flanken, zu dribbeln. Wenn ich ein Tor reinkriege, möchte ich platzen. Die jungen Herrschaften nehmen das alles sehr

gelassen, fast gleichgültig. Die sind »cool«. Kein Ehrgeiz, kein Wille zu siegen. Sie spielen weder gut noch schlecht, die spielen halt drauf los.

Durchschnitt statt Leistung. Sie sind ja dabei und werden bald 200 000 DM pro Jahr verdienen. Das reicht denen. Beamtenmentalität. Fünf-Stunden-Tag. Dolce vita, Mittelmäßigkeit als Lebensideal. Tragisch, daß sie damit durchkommen. Sie brauchen nichts zu fürchten; es gibt keine Konkurrenz, die ihnen die Position streitig machen könnte. Seit ich Fußball spiele, stehe ich eine Stunde vor Trainingsbeginn an meinem Arbeitsplatz. Ohne daß mich je einer dazu gezwungen hätte. In Köln mußte jetzt der Trainer anordnen, daß jeder eine halbe Stunde für seine Vorbereitung ansetzen muß. Sonst kämen einige Spieler knapp 10 Minuten vorher.

Internat anstelle des Vereins? Warum nicht, aber frühzeitig! Die Jugendarbeit muß intensiver gestaltet werden. Dazu sind die besten Trainer gerade gut genug. Man darf nicht den ganzen Schul- und Jugendbereich einfach Amateuren überlassen. »In vielen Vereinen«, stellt Beckenbauer fest, »trainiert der Dorfälteste oder der Pfarrer oder der Wirt mit den Kindern. Sie verhelfen den Jungen zu guter Kondition, von Taktik mit dem Ball verstehen sie aber nicht viel. Die Kinder haben zwar ihren Spaß und rennen von früh bis spät – wie

aufgezogene Spielzeughasen, von alleine!« Ernst Happel, der HSV-Trainer, geht in einem *Spiegel*-Interview noch weiter: »Heute will man Schulfußball einführen, da muß ich lachen. Ein Beckenbauer, ein Cruyff kommen nicht aus der Schule, die kommen nur von der Straße. Außerdem hat man heute Hochkonjunktur. Die besten Fußballer sind aber immer in schlechten Zeiten groß geworden.« Recht hat er, der Happel.

Laufübungen und nochmals Laufübungen. Das ist das heutige Pensum. Die Ballarbeit kommt dabei zu kurz. Wahrscheinlich betrachten wir den menschlichen Körper zu sehr als Maschine. Vielleicht liegt das an unserer deutschen Mentalität. Schließlich haben wir den Volkswagen gebaut. Der VW ist der erfolgreichste Wagen, der je gebaut wurde: von der Ästhetik her ein Blechhaufen, aber immer noch das meistverkaufte Auto der Welt. Der Erfolg gab uns recht, wir wurden blind für Styling und Formen. Ferrari, Maserati, Lamborghini schufen traumhaft schöne Wagen, die aber, was Qualität und Beständigkeit angeht, nie an einen Mercedes heranreichen werden. Wer jetzt einen Mercedes noch ein wenig verfeinern könnte, ihn eleganter machen, ihm einen Schuß italienischer Raffinesse verpassen würde, der würde das beste Auto der Welt bauen. Und wer jetzt den deutschen Fußball...

Hat ein Führungsstil seine Tauglichkeit auf Nationalmannschaftsebene bewiesen, dann sollte er

auch für Bundesligavereine angewandt werden. Mein Herzenswunsch: endlich mehr effiziente Profimanager an die Vereinsspitzen, damit der hemmende Amateurmieß etwas gebremst wird. Es gibt Ausnahmen: Bayern München mit Uli Hoenß als Manager und den HSV mit Felix Magath als Chef. Im großen und ganzen sind die meisten Clubpräsidenten ehrgeizige und eitle Obervereinsmeier, die für die Leitung eines Profivereins oder auch nur einer Vorstandssitzung nicht sonderlich geeignet sind. In Köln zum Beispiel kommen Präsident Weiland und sein langjähriger Vize aus der »Glücksspielszene«; Lotto und Toto waren ihr Geschäft. Sicherlich eine ehrenwerte Tätigkeit, nur – geschäftlich gesehen – ohne Risiko, ohne Kampf. Die beiden sind also vom Erfolg verwöhnt. Purzelt das Lottogeld nicht schlicht jede Woche in die Kasse? Die einzige »Herausforderung« ist es, das Geld gewinnbringend anzulegen. An der Spitze des 1. FC Köln sitzen keine Draufgänger, und in den meisten Vereinen sieht die Lage ähnlich aus. Kaum je läßt der Vorstand einem einigermaßen unabhängigen Manager freie Hand – München ist eine Ausnahme. Die Präsidenten sind von sich sehr eingenommen, halten sich für unersetzbar. In Wirklichkeit haben sie entweder wenig Zeit für den Verein oder verstehen es nicht, einen Verein wirklich zu leiten. Begangene Fehler müssen die anderen ausbügeln, und die Spieler müssen dafür büßen. Jawohl.

Man feuert Manager, Trainer, Spieler. Die Sündenböcke vom Dienst. Je schneller sich das Personenkarussell dreht, um so tiefer rutschen wir immer wieder in die gleiche...

Deutlich genug gesagt? In Köln sitzen beispielsweise im Verwaltungsrat fähige Leute aus der Wirtschaft und der Politik. Ihre Funktionen erlauben aber keine echte Einflußnahme auf das Management eines Vereins, der immerhin 15 Millionen Jahresumsatz hat. Die Macht hat der Vorstand, und er übt sie aus. Die Manager sind zu Ausführenden degradiert. Werbeverträge und Sponsorhilfen werden angehäuft und als finanzielle Erfolge gewertet. Totaler Blödsinn. Viel wichtiger wäre eine Klassenmannschaft. Nur daran erkennt man den Topmanager. Eine gute Mannschaft spielt attraktiven Fußball. Das füllt Stadion und Kasse. Auch hier liefert Uli Hoeneß ein leuchtendes Beispiel. Gut, er genießt das Privileg glücklicher Umstände: Im Umkreis von rund 200 km hat er keine Konkurrenz. Nürnberg oder Stuttgart sind weit genug weg. Bei uns im Rheinland und im Ruhrgebiet ist die Lage anders: Bochum, Schalke, Düsseldorf, Leverkusen, Uerdingen, Köln, Dortmund, Gladbach... Ein Zuschauer könnte – rein theoretisch – in 90 Spielminuten seine Nase in acht verschiedene Stadien stecken. Um so dringender erscheint deshalb eine Reform, eine Roßkur für den deutschen Fußball. Mein Fünf-Punkte-Programm sieht so aus:

1. Holt erfolgreiche Topmanager aus der Wirtschaft in die Vorstände.

2. Dieses Topgremium bestimmt einen Generalmanager, dem Entscheidungsfreiheit gesichert wird. Er hat jährlich Rechenschaft abzulegen.

3. Der Generalmanager verdient sehr viel Geld. Er ist zuständig für den Ein- und Verkauf von Spielern, Trainern, Ärzten.

4. Der Trainer kann ruhig ein Nobody sein, vielleicht sogar einfach ein Absolvent der Sporthochschule. In der neuen Vereinsstruktur steht der Trainer im Hintergrund. Der Generalmanager ist verantwortlich für Fehlinvestitionen, schlechte Verwaltung, Defizite und Mißgriffe, Fehleinkäufe von Spielern.

5. Der Generalmanager wird angehalten, den Trainer zu fordern, Ergebnisse zu verlangen, systematische Trainingsarbeit zu organisieren. Trainings- und Konditionsprogramm werden in Wochen-, Monats- und Jahrespläne aufgeteilt. Der Trainer muß beispielsweise die 100-Meter-Zeiten sämtlicher Stürmer vorlegen. Der Generalmanager verlangt Leistungsverbesserungen. Auf dieser Basis: Arbeit, Training von 8.00 bis 17.00 Uhr. Kampfansage an die Faulheit, eine weitverbreitete Krankheit in unserer Bundesliga!

Keine zusätzliche Rennerei für den Torwart. Die bringt nichts. Mehr Gymnastik. Ein 30jähriger Verteidiger müßte gezwungen sein, seinen 100-Meter-Lauf auf 12 Sekunden zu halten; der

22jährige Stürmer dagegen sollte auf dieser Strecke 4/10 Sekunden schneller sein. Hüftsteifheit geschmeidig trainieren – soviel muß doch machbar sein!

Den idealen Vereins-Generalmanager stelle ich mir so vor: sehr fleißig, von 8.00 bis 18.00 Uhr anwesend, immer erreichbar. Er hat Autorität, ist aber nicht autoritär. Er besitzt fußballtechnisches Wissen und einen Sinn fürs Kaufmännische. Sein Hauptaugenmerk gilt der Jugendarbeit. Da setzt er die besten Trainer ein, da wird an nichts gespart. Schließlich muß der Nachwuchs mittelfristig vorbereitet werden. Warum nicht die eigene Elite aufpäppeln, statt an jedem Saisonbeginn astronomische Ablösesummen für Jungspieler an andere Vereine zu zahlen? In diesem Sinne möchte ich auch die ehemaligen Profifußballer auffordern, intensiver als bisher Jagd auf Jungtalente zu machen; bei den verschiedenen Test- und Jugendspielen in der Provinz gibt es Talente auszuspähen. Unsere Nachwuchsreserve ist viel größer als allgemein angenommen. Diese Talente müßten nur geformt werden, bevor sie in das Profigeschäft einsteigen. Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug – so auch der beste Trainer, sofern er von diesen Ansprüchen und dieser Aufgabe überzeugt ist.

Welcher Verein wird diesen Versuch als erster wagen? In Köln wüßte ich schon jemanden für

diese Aufgabe: Heinz Flohe, ein Supertechniker. Er würde die Jungen mit seiner Begeisterung anstecken, ihnen Fleiß, Geschick, Taktik und Tricks beibringen, kurz, alle Feinheiten des wirklich guten Fußballspiels.

Bei den Lizenzspielern, den Profis, denke ich an eine totale Trainingsumstellung. Selbst wenn man mich für trainingsbesessen hält, halte ich daran fest, daß eine Reform sich auch auf die technische und physische Ausbildung der Spieler beziehen muß. Vorrangig ist dabei: Reflexe wecken, ein technisches Niveau erreichen, das die Spieler mit allen Eventualitäten eines wirklichen Spiels vertraut macht. Und ich fordere: Schluß mit dem »allgemeinen« Training. Was bringt es, 22 Spieler gleichzeitig turnen zu lassen? Damit ist doch jeder Trainer überfordert.

Ich habe mir einen Arbeitsplan ausgedacht, der es ermöglicht, die Vorbereitung der Fußballer »persönlicher« zu gestalten:

7.45 Uhr: Spezialtraining für zwei Stürmer und zwei Verteidiger. 15 Minuten Gymnastik, Dehnungsübungen etc. zu viert.

8.00 Uhr: Unter Traineraufsicht wiederholte »Zweikämpfe«, Mann gegen Mann, Verteidiger gegen Stürmer, Linksaußen gegen rechten Verteidiger etc. Das heißt für die einen: versuchen, den Ball zu behalten, den Gegner auszutricksen, zu dribbeln. Für die Stürmer heißt das andererseits:

stören, den Ball rauben, ohne zu foulern. Das würde Wunder wirken!

8.45 Uhr: Zweite Trainingswelle: Libero und Vorstopper beginnen ihre Gymnastikübungen gleichzeitig mit drei weiteren Stürmern und einem Torwart.

9.00 Uhr: Die erste Spielerwelle macht der zweiten Platz. Ein Stürmer schießt Flanken von rechts, links, allen Himmelsrichtungen. Zwei Vorstopper versuchen, die zwei anderen Stürmer zu hindern, den Ball zu treffen und aufs Tor zu schießen. Eine Stunde lang.

9,45 Uhr: Die nächste Gruppe: Mittelfeldspieler. Treffsicherheit, Pässe üben. Präzise! Auf dreißig Meter Entfernung dem Partner den Ball vor die Füße schießen. Von mir aus mit Stoffpuppen üben. Genauigkeit antrainieren. Die Fehlpaßrate würde sinken, und wie. Tausendmal durchexerzieren, die Puppe treffen lernen aus 30, 40, 50 Metern... Nacheinander, im 45-Minuten-Takt.

Bis Mittag haben alle Spieler spezifisch trainiert. Masseur sind da. Die einen duschen, die anderen laufen sich warm, Ärzte können konsultiert werden, Manager sind in den Pausen ansprechbar. 11.00 Uhr: Nach der Gymnastik erscheinen drei Torhüter und Elfmeterschützen. Eine Stunde lang Elfmetertraining.

12.00 Uhr: Pause bis 13.45 Uhr. Auch das Nachmittagsprogramm wird in Gruppen aufgeteilt: Kopfballspezialisten üben, Flanken ins Tor zu

köpfen. Dribbler, den Ball am Fuß, laufen Slalom über 100 m unregelmäßig unterbrochene Slalomstrecke. Die Zeiten werden gestoppt. Durch bessere Ballkontrolle oder intensives Konditionstraining können Zeitverbesserungen durchgesetzt werden. Im Gegensatz zu Fußball oder anderem Mannschaftssport ist die individuelle Leistung in der Leichtathletik nicht manipulierbar. Die Stoppuhr ist unbestechlich. 10,4 Sekunden für hundert Meter sind besser als 11,0 Sekunden. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Stürmerqualitäten sind schwer meßbar. Aber ihre Schnelligkeit und ihre Torerfolge sind sehr wohl meßbar. Also würde ich die 100-Meter-Zeiten unserer »Angriffstrainingseinheit« am Schwarzen Brett im Verein veröffentlichen.

Der Arbeitstag endet täglich mit einem Trainingsspiel, an dem sich die gesamte Mannschaft zu beteiligen hat.

Neue Trainingsmethoden, aber auch eine neue Generation von Trainern? Werden sich Lattek, Happel, Feldkamp und Co. von morgens bis abends auf den Trainingsplatz stellen, wie meine Theorie das vorsieht?

Vielleicht empfehlen die mir einen dringenden Besuch beim Nervenarzt, wenn sie meine Vorschläge gelesen haben. Es ist schon wahr. Wieso sollte man den ganzen Tag hart arbeiten, wenn die 30 000 Mark Monatsgehalt auch mit minimalem

Arbeitsaufwand auf dem Konto einlaufen? In unserer Fußballwelt gibt es keinen Acht-Stunden-Tag. Im Fußball ist die Anwesenheit am Arbeitsplatz kein Thema. Die meisten halten sich an die Regel: Wenn du nicht gerufen wirst, geh bloß nicht hin! Sicher, auf internationaler Ebene war der deutsche Fußball relativ erfolgreich. Heißt das, daß die bisherigen Methoden richtig waren? Sicher nicht. Wir schneiden nicht schlecht ab, weil Disziplin und Willenskraft unsere unschlagbare Stärke sind. Aber wir müssen technische Mängel und fehlende Gewandtheit mit Witz und Intuition überwinden. Dann haben wir die besten Chancen, daß der deutsche Fußball in der Welt für lange Zeit die Nummer Eins bleibt.

Eines ist sicher: Geht eines Tages mein Wunsch in Erfüllung und ich werde Präsident oder Generalmanager eines Vereins, dann werden sich die Trainer auf meine Vorstellungen von Arbeitsmoral und Arbeitszeit einstellen müssen. Kein Topmann der Wirtschaft, kein Politiker und kein erfolgreicher Freiberufler arbeitet weniger als 50 bis 60 Stunden pro Woche. Sie setzen für mich die Maßstäbe. Und ich würde eine langfristige Planung einführen: Über ein Jahr im voraus. Wichtige Termine wie Spiele, Training oder Ferien werden festgelegt. Der Co-Trainer wird am Freitagabend aufgefordert, sich die Spiele der Gegner anzusehen – sie sich selbst ansehen, meine ich, nicht jemanden dorthin schicken. Ein Trainer

meiner Wahl sitzt am Wochenende nicht vor dem Fernseher, und er besäuft sich auch nicht. Ein Trainer meiner Wahl hat nicht das Problem, seine Zeit totschlagen zu müssen. Geht man so vorbereitet ins Spiel, dann kann man auch ruhigen Gewissens einmal eines verlieren. Das Trainerballett am Spielfeldrand finde ich völlig überflüssig. Was soll das lächerliche Geschrei, Gebrüll und Gestikulieren? Wir brauchen einen coolen, ruhigen Coach, der klare Anweisungen gibt. Die Zeiten nüchterner Arbeit beginnen, wenn sich Trainer wie Schlappner von Waldhof Mannheim endlich ausgetobt haben, wenn sein kariertes Hütchen aus dem Schußfeld der Fotografen endlich verschwunden ist.

Auch der unruhige Rehhagel von Werder Bremen kommt runter, wird braver. Kann das was mit Mißerfolgen zu tun haben? Trainer springen immer nur auf, wenn ihr Team gewinnt. Bei Niederlagen kauern sie auf ihrer Holzbank, eingefallen, wie ein Häufchen Elend.

So war es nicht bei Trainer Georg Keßler, am Ende seiner Kölner Zeit, ehe er im September 1986 flog.

Für mich hat Keßler viele Tugenden eines guten Trainers verkörpert. Er war immer schon vor mir im Geißbockheim – lange vor Trainingsbeginn. Er war fleißig, konnte mittelfristig planen und vorbildlich koordinieren. Von der fachlichen Beurteilung her war er nicht absolut überragend; aber er

konnte die Lücken in seiner Taktik kompensieren, weil er sehr viel von Trainingsmethoden verstand. Er war kein besonders guter Pädagoge und konnte deshalb seine Vorstellungen den Spielern nicht vermitteln; Konzeption und Zielsetzung waren nicht klar erkennbar. Vielleicht war er zu intelligent, zu vornehm und zu höflich, vielleicht fehlte ihm der nötige Schuß Brutalität den Spielern gegenüber. Er scheiterte aber auch an der Formschwäche einiger Spieler. Toni Schumacher gehörte dazu. Dafür war Keßler überhaupt nicht verantwortlich zu machen. Thomas Allofs war auch einer der »Versager«. Unter Keßler hat er nie ein Tor geschossen. Das war ihm selbst sehr peinlich, vor allem, als nach dem Abgang des Sündenbocks Keßler aus Allofs wieder ein unwiderstehlicher Torschütze wurde, bis er sich dann verletzte.

Bei seinem Abschied hat Keßler kein einziges unfaires oder gar böses Wort verloren. Er akzeptierte seinen Abgang in die Arbeitslosigkeit ohne Murren. Es war ein Abgang in dem Bewußtsein: Der Trainer ist das schwächste Glied in einem Verein. Der Trainer ist die Sicherung in einem überholten System von verkrusteten Entscheidungsstrukturen. Gerechterweise ist in Köln bei der Herbstkrise 86 noch eine zweite Sicherung durchgebrannt: In Keßlers Windschatten flog auch das Vorstandsmitglied Thielen. Der derzeitige Kölner Trainer Christoph Daum versucht es

mit autoritären Gebärden – für einen 30jährigen ein schweres Unterfangen.

Unvergeßlich sind für mich die Kölner Jahre mit Hennes Weisweiler, aber auch die mit Rinus Michels, dem jetzigen Nationaltrainer von Holland, und mit Hannes Löhr.

Michels war ein knochenharter Kerl, abgrundtief gehaßt und geachtet zugleich. Das gilt für 90 Prozent der Spieler. Er war noch strenger als Weisweiler. Das Training war eine einzige Quälerei: Gymnastik, Laufen bis zur Erschöpfung, »angefeuert« durch beleidigende Bemerkungen wie »Kriecher«, »Flaschen«, »Idioten«, »Dilettanten«. Meine Freunde Pierre Littbarski und Klaus Allofs waren zutiefst gekränkt, glühten vor Wut, fühlten sich wie Sklaven behandelt. Es drohte ein regelrechter Aufstand. Rundum nur Frust und Unzufriedenheit. »Typisch holländisch – anmaßend gegen uns Deutsche«, oder »ein Schwein, eine brutale Sau«, so klang es aus den Kabinen. Rinus Michels konnte nie nett sein; wie kein anderer konnte er seinen Spielern auch noch den letzten Rest an Humor austreiben, sie erniedrigen.

So wie Beckenbauer mit abwegigen Bemerkungen über die Nationalmannschaft in Mexiko 1986 seinen Frust abreagierte, so machte sich Michels über seine mittelmäßigen Spieler Luft; mit Verachtung, Demütigungen und Kollektivstrafen. Runde um Runde teilte er aus. Bald war ich der einzige in der Kölner Mannschaft, der für Michels

noch eine Lanze brechen wollte. Aber »allein gegen alle« konnte ich die Rebellion nicht aufhalten. Eines Tages beschwerte Michels sich beim Vorstand über das schlechte »Spielermaterial«; er würde lieber anderswo gute und fertige »Klasse-spieler« einkaufen, um wieder Erfolge vorweisen zu können. Gleichzeitig blockte er alle Initiativen des Vorstandes ab, der eine neue Strategie einschlagen wollte: junge, unfertige Talente einkaufen, die man in Köln zu Stars reifen läßt. Ich persönlich entschied mich für die Vorstandsalternative. Dadurch habe ich Michels im Stich gelassen; dazu muß ich mich bekennen.

Damit waren alle Brücken abgebrochen, Michels hatte keine Chance mehr. Schweren Herzens habe ich an seinem Rauschmiß mitgewirkt, obwohl mir seine Diagnose über den Verein sehr eingeleuchtet hat: Was »Faulheit« und »Dilettantismus« anging, da hatte er absolut recht. Es tat mir leid. Michels war einer der wenigen aus dem Verein, mit denen ich auch privat etwas unternommen habe; zusammen mit unseren Frauen waren wir essen oder gingen in die Oper.

Im August 1986 habe ich ihn bei der Verleihung des Titels »Fußballer des Jahres« in Eindhoven/Holland wiedergesehen. Er ist mir gegenüber freundlich gesonnen geblieben – und das hat mich erleichtert. Er hat einen schweren Herzanfall hinter sich, wie so viele Trainer, die ihre Aufgabe ernst nehmen.

Außer Weisweiler und Michels gehören für mich auch Branko Zebec und Ernst Happel – ein ehemaliger und der gegenwärtige HSV-Trainer – zur Eliteriege der Trainer. Alle vier setzten absolute Maßstäbe für Spieler, behandeln ihre Stars brutal und mit Verachtung.

Branko Zebec beispielsweise nahm nach einem schlechten Match eine Handvoll Steine, um seine Strafrunde zu inszenieren. Ein Stein pro Runde, und auf ging's. Keiner traute sich meckern, und auch keiner der Weltstars riß das Maul auf. Sind die größten Sadisten auch die besten Trainer? Ein fataler Zusammenhang, peinlich in den Augen des Publikums. So muß es nicht bleiben. Extreme Leistung und Menschlichkeit haben in dieser Kombination eine Chance, wenn Faulheit und Dilettantismus in Zukunft von Trainern nicht mehr mit der Peitsche bekämpft werden müssen. Der faire Vergleich unter Spielern würde den Ehrgeiz wecken und zu größerer Leistung anspornen. Augenblicklich hält sich doch jeder für den Besten. Wenn schon nicht konditionsmäßig, dann technisch. Es ist aber so: Zu viele Spieler sind stinkfaul – und zu viele Trainer auch. Massenweise »Profis«, die trotz geringer Leistung am Monatsende zwischen 10 000 und 30 000 DM kassieren. Wir haben es mit einer »Faulpelzverschwörung« zu tun, und zwar zwischen Trainern und Spielern. Und das wiederum zementiert die Vorstandsübermacht gegenüber den Trainern, die

entschieden zuviel Angriffsfläche bieten. Deswegen steht man in der Bundesliga auf einem Pulverfaß. Und es ist kein Wunder, daß bei diesem Zuständigkeitswirrwarr beim kleinsten »Kurzschluß« die Sicherungen rausfliegen.

Es ist doch wahr, daß in Vereinen mit 5 bis 20 Millionen Jahresumsatz die Spieler oft nicht wissen, was sie in der kommenden Woche tun werden. Kein Stundenplan, kein Trainingsplan, der ein bißchen Überblick verschaffen würde. Man sieht keine Feiertage vor, weder Sommer- noch Winterferienanfang. So war es beispielsweise beim HSV vor der Ära Magath, in Köln vor Keßlers Ankunft 1985. Ganz klar: so mancher Fußballprofi kann sein Leben nicht rationell organisieren, weil zu viele Vereine von Dilettanten geleitet werden.

Kein Zirkus würde sich eine so lehrlingshafte Führung erlauben wie die meisten Bundesligacclubs. Das gäbe auch chaotische Zustände in der Arena: Nilpferde und Löwen würden sich beißen, die Affen Elefanten ärgern, der Tiger die Papageien wegputzen! Nie könnte das Zirkuszelt an nur einem Tag auf- und abgebaut werden. Anstatt 100 Veranstaltungen gäbe es jährlich nur 20, wenn überhaupt. Kaum zu glauben, aber wahr. Dilettantismus, wohin man sieht – nur wenige Vereine, wie z.B. Bayern München, funktionieren reibungslos. Die Qualität des Managements erkennt

man auch daran, was passiert, wenn ein Spieler verletzt ist. Da gibt es große Kontraste:

– In Köln lag Thomas Kroth vom HSV nach seiner Operation 14 Tage lang im Krankenhaus. Er erhielt in dieser Zeit von seinem Verein keinen Besuch, keinen Anruf, keinen Brief, keine Blumen, kein Buch – nichts, gar nichts! Nicht von Dr. Klein, dem Präsidenten, und noch weniger von Günter Netzer... Nur sein zukünftiger Manager Felix Magath rief ihn aus Mexiko an (aus 12 000 km Entfernung).

– In München erleidet der Bayern-Spieler Raimund Aumann einen Kreuzbandriß. Raimund wird in eine Schweizer Universitätsklinik eingeliefert. Manager Uli Hoeneß kümmert sich um alles: Flug, Taxi, Unterkunft für Aumanns Frau in Zürich.

Sorgfältige Betreuung ist ein entscheidender Punkt im Profifußball. Man läßt die Spieler zwar viel Geld verdienen, aber ihre Verletzungen und ihren Kummer tut man mit der Bemerkung »Berufsrisko« und einem Schulterzucken ab. Also, das muß anders werden. Herbert Neumann, Rüdiger Schmitz und ich haben eine Sportagentur gegründet. Für mich ist das eine Zukunftschance. Wir beraten und betreuen auch jetzt schon Spitzensportler. Später wollen wir Sportveranstaltungen organisieren und Projekte fördern. Unsere Agentur soll eine Art Labor werden für Reform-

vorschläge im Sportbereich. Neben, nein trotz, oder doch: vor allem *wegen* der DFB-Bürokratie. Wir wollen ein Rehabilitationszentrum für verletzte Spieler aufbauen. Wie oft mußte ich es erleben, daß kranke Spieler von Trainern und Managern wie Schrott behandelt wurden. Man läßt sie im Stich. Als Team wünsche ich mir: einen Arzt, vielleicht die Mitarbeit von Prof. Schneider, Chefarzt in einer Kölner Sportlerklinik, der mich schon zweimal operierte, oder von Prof. Steinhäuser, Chefarzt in einem Zülpicher Krankenhaus; einen Sportdiplomlehrer für Training und Ergotherapie; natürlich unseren Masseur Dieter Siegmund und Heinz Flohe als »Balltechniker«. Dann können wir auch Talente fördern und aufbauen. Unsere Sportagentur und ihre »Talentspäher« sollen eine Baumschule für zukünftige Nationalspieler werden.

Sport und Millionen

Zuschauerschwund. Finanzielle Engpässe und beängstigend rote Zahlen. Das in Grundstücken angelegte Vereinsvermögen schmilzt dahin wie Schnee an der Sonne. Bis auf ein paar wenige glückliche Ausnahmen sind fast alle Vereine von der allgemeinen Misere betroffen. Zu den Glückspilzen zählen Bayern München (ein Verein, der ganz hervorragend gemanagt wird) und Leverkusen (hinter dem die Firma Bayer steht). Mit den Einnahmen aus Trikotwerbung und TV-Senderechten lassen sich die finanziellen Löcher auch nicht stopfen.

Geld, so sagt man, ist der Zentralnerv im Krieg. Für den Fußball ist der Mammon nicht der wichtigste Nerv, aber doch Teil des Nervenkostüms. Der Wunsch, dem Pleitegeier den Schnabel zu stopfen, bringt hoffnungsvolle Jungmanager auf die kühnsten Ideen. Besonders pfiffig benimmt sich Manfred Ommer, Präsident des FC Homburg per Zufall, hauptberuflich Abschreibungsexperte. »Warum erklären wir nicht unsere Fußballer«, fragt der Tüchtige ganz forsch, »zu besonderen Renditeobjekten, sozusagen zu Kapitalanlagen?« Reizend. Menschen als laufende Wertobjekte: Da rennt das Kapital! Wie schmeichelhaft für die Bundesligaspieler. Diese neue, überraschende Idee wird von texanischen Financiers seit den

Pionierzeiten verwendet: Sie investieren in vierbeiniges, laufendes Kapital – in große Herden von Rindviechern, wie jeder informierte Westernfan weiß. Abschreibungsobjekte? Nein.

Mit dem Profifußball werden inzwischen knallharte Geschäfte gemacht. Reine Geschäftsraison drängt den Sport immer mehr in den Hintergrund. Durch die Werbung fließt Geld in die Vereinskassen, und Geld ermöglicht den Vereinen Leistung und Erfolg. Das macht sie wiederum attraktiv für die Sponsoren, kurbelt die Nachfrage an. Der Wert der kickenden, zweibeinigen Plakatsäulen steigt. So ungefähr funktioniert der Geschäftskreislauf mit dem runden Leder. Von der Industrie finanzierte Werbung und Sport sind dermaßen miteinander verknüpft, daß der eine nicht mehr ohne den anderen überleben kann. »Der Profisport und die Industrie haben zueinander das gleiche Verhältnis wie der Gehängte zum Strick«, behaupten die Zyniker.

»Industrie« ist in diesem Fall ein sehr vager Begriff. Nennen wir die Dinge beim Namen: Adidas und Puma. Auf dem Weltmarkt für Sportkleidung stehen sich die beiden Firmen wie Großmächte gegenüber: wie die Amerikaner und die Sowjetrussen zu Zeiten des Kalten Krieges.

Adidas und Puma teilen sich den Löwenanteil (80 Prozent) eben dieses Weltmarktes: vier Milliarden Jahresumsatz für Adidas, 1,5 Milliarden für Pu-

ma, mit steigender Tendenz für die beiden Marktführer. Außerhalb des Machtbereichs dieser Riesen tut sich gar nichts. Das muß mal ganz deutlich gesagt werden. Weder in Westeuropa noch in Afrika oder Asien kann sich ein Mannschaftssport entwickeln, ohne daß einer der beiden die Finger im Spiel hat. Die Manager wissen genau, welche Riesensummen mit dem Sport zu verdienen sind – also bekämpfen sich Puma und Adidas bis aufs Messer. Mit allen Mitteln.

Gesund und schön durch Sport – da ist was dran. »Die Menschen sind körperbewußt«, lese ich in Zeitungen und Illustrierten. Bodybuilding-Studios wachsen wie Pilze aus dem Boden. Sport ist »in«, das läßt sich nicht übersehen. 1974 betrieben nur 4 Prozent meiner wohlgenährten Mitbürger Sport, heute sind es fast 18 Prozent. Fast ein Fünftel des Einkommens wird für die Freizeitbeschäftigung ausgegeben. Für die Sportartikelbranche ist das goldene Zeitalter angebrochen: Man erwartet eine jährliche Zuwachsrate von 8 Prozent. Noch in den frühen 80er Jahren schien der Markt gesättigt; aber seit 1985 geht es mit der Branche wieder steil aufwärts. Die Generation der 20-30jährigen wird bis 1990 zunehmen. Und es scheint eine Generation heranzuwachsen, die nicht sonderlich geneigt ist, Kinder in die Welt zu setzen, dafür aber das Interesse an der eigenen Person verdreifacht. Dieser Nachwuchs wird höchst aktiv und

freizeitbewußt sein. Und so rechnet die Sportartikelbranche bis zum Jahr 2000 mit der Verdoppelung ihres Jahresumsatzes von 145 Milliarden DM weltweit. Auch ohne große Phantasie kann man sich vorstellen, welche fieberhaften Gelüste eine solche »Marktprognose« erweckt. Jeder Vereinspräsident steht vor der einfachen Alternative: Adidas oder Puma? So groß ist deren Macht schon heute. Die verbleibende Entscheidungsfreiheit ist pure Ironie: Der Präsident kann immerhin noch wählen, von wem er abhängig werden will. Sowas nenne ich freie Wahl des Gefängnisses. Der DFB entschied sich für Adidas, folglich tritt die Nationalelf mit den berühmten drei Streifen und der Adidas-Blume an. Alle Großen des deutschen Fußballs sind mit Adidas verheiratet: allen voran Franz Beckenbauer, ein Public-Relations-Manager, wie er im Buche steht. Und Fußballfans wissen, daß auch Breitner, Rummenigge und ich die Insignien von Adidas tragen. Böse Zungen reden vom Adidas-Nationalteam. Eine *Spiegel*-Titelstory verhöhnte uns als »verkaufte Nationalelf« – bezeichnenderweise saßen wir alle in einer Adidas-Schuhschachtel gefangen. Uli Stein verpaßte wieder einmal die Chance, eine seiner schwachsinnigen Äußerungen zurückzuhalten. Nach seinem Rausschmiß aus der WM-Mannschaft sagte er (mit dem bekannt spitzen Mäulchen eines Fuchses, dem die Trauben zu hoch hängen): »Beckenbauer, Neuberger, Adidas

sind ein eingespieltes Team. Die sind doch nur daran interessiert, Schumacher im Tor zu fördern.« Man muß diesen Quatsch erst mal auf sich wirken lassen, dann wird man sich auch über die Qualität des Steinschen Brettes vorm Kopf ziemlich klar. Vertraglich sind alle Nationalspieler gehalten, Adidas-Artikel zu tragen, sobald sie für Deutschland spielen.

»Puma«-Werbeträger wie Voller, Matthäus oder Allofs lassen also gezwungenermaßen ihre »Puma«-Klamotten in der Kabine zurück, wenn sie mit der Nationalmannschaft in internationalen Stadien antreten.

Für die Adidas-Manager, die weiß Gott nicht mit braven Chorknaben zu verwechseln sind, bedeutet es ein diebisches Vergnügen, »Puma«-Spieler auf Zeit zu entführen. Eine doppelte Wonne ist es, wenn 1,5 Milliarden Fernsehzuschauer die erwähnte Adidas-Blume vor der Nase haben, wie bei der letzten WM in Mexiko.

In den letzten Jahrzehnten ist es Adidas gelungen, die Populärsten und Besten des Profifußballs an das Adidas-Team zu binden. Nichts, aber auch gar nichts wurde dem Zufall überlassen. Puma hat nicht die kleinste Chance, nicht mal die Spur einer Chance, den Platz ganz oben zu ergattern, solange Leute wie Beckenbauer, Breitner und Overath das Sagen haben. So ist es nun mal.

Als Gegenleistung bekleidet Adidas sowohl Fuß-

ballstars wie Vereinsnachwuchs gratis. Ein teures Privileg.

Anderen Firmen bleibt die Freiheit, dasselbe zu versuchen und dazu noch eine Jahresabfindung für Sportler und Vereine draufzulegen. Puma unterläßt keinen Versuch, Adidas-Vertragsspieler und Clubs mit riesigen Geldofferten abzuwerben. Die Erklärung für die Traumgehälter und Extrabezüge mancher Stars liegt zweifelsohne in diesen Angeboten. Maradona verdient jährlich etwa eine Million DM bei Puma, und sein Vertrag läuft über 5 Jahre. Rudi Völler hat einen 5-Jahres-Vertrag und soll knapp eine viertel Million Mark verdienen – bei Puma, Jahr für Jahr.

Um uns nicht zu verlieren, hält Adidas mit. Bietet Summen etwa gleicher Größenordnung für Rummenigge, Beckenbauer und mich. Bis dahin – alles klar, alles o.k. Das ist Wettbewerb.

Umgekehrt haben Adidas und andere Firmen ihre Investitionen in den deutschen Fußball hundertfach zurückbekommen. Halten wir uns nicht seit Jahrzehnten ununterbrochen in der Weltspitze? Die Werbung durch die Nationalelf ist im Grunde gar nicht zu bezahlen. Und das wissen die Manager in Herzogenaurach. Seit Jahren erfreuen sie sich an einer 8prozentigen Wachstumsrate, erschließen sich neue Märkte wie jetzt zum Beispiel in Asien. Und dieser Erfolg kommt ja nicht von ungefähr.

Auch bei Puma weiß man genau, daß Vereine wie Werder Bremen, Borussia Mönchengladbach und Fortuna Düsseldorf ihren Anteil zum Firmenerfolg beigetragen haben: 1,5 Milliarden DM Jahresumsatz. Bei Puma steigen die Verkaufsziffern seit Jahren um circa 10 Prozent.

Der Boris-Becker-Effekt auf die Tennisschlägerindustrie hat mich schwer beeindruckt. Puma, der Schlägerlieferant für unsere Jungstars, verkauft heute zehnmal mehr Rackets als früher. Nach Beckers Wimbledon-Sieg kam die Produktion nicht mehr mit. Der Umsatz für Tennisartikel beträgt inzwischen 300 Millionen DM – dank Becker. Wäre er nur mit 10 Prozent an diesem Tennisboom beteiligt, hätte er 30 Millionen jährlich verdient... Wahnsinn, natürlich. Bei diesen Zahlen verliert man den Sinn für Größenordnungen, muß die Nullen in der Phantasie nachzählen.

Nur: viele Lizenzspieler nehmen an diesen Geldorgien einfach nicht teil. Das führt zu Neid, Eifersucht, Feindschaft. Dagegen sollte man etwas tun. Ich bin für eine gerechte Verteilung der Prämien. Das heißt: das ganze Geld in einen Topf werfen und durch 22 teilen. Da sind dann fairerweise auch diejenigen dabei, die auf der Bank bleiben müssen. Das wäre eine sportlich-faire Lösung um des heben Friedens willen. Dafür stehe ich auch ein. Persönliche Verträge sollten exklusiv bleiben,

weil sie vom persönlichen Talent, von Einsatz und Marktwert abhängen. Ich freue mich über jeden Vertrag, den andere Spieler bekommen. Ist doch klar, warum: Je mehr sich die Werbung um uns reißt, desto mehr werden wir alle verdienen. Das ist ein erfreulicher Schneeballeffekt, aber kein Grund für Futterneid. Mit dieser Ansicht finde ich allerdings nicht viele Gleichgesinnte. Es ist eben so: Der Neider fühlt sich bitter arm, sobald ein anderer ein bißchen schneller Geld verdient als er. Wie es auch sei, nur wer individuelle Spitzenleistungen bringt, wird von Werbepartnern umworben.

Sport, Werbung, Nationaltrainer. Dieses Dreiecksverhältnis der Macht erklärt im Ansatz Franz Beckenbauers Rückkehr in die Fußballwelt. Es war ein mutiger Entschluß seinerseits. Wir waren wirklich keine Spitzenmannschaft. Weltmeister oder Vizeweltmeister wollten wir werden, aber den Traum halten wir uns abgeschminkt. Franz konnte eigentlich nur verlieren, wagte aber trotzdem den mutigen Schritt vom Spieler zum Trainer. Er tat es für uns, und natürlich auch zu seinem finanziellen Vorteil. Das ist auch legitim.

Nach einem Auswärtsspiel im Flugzeug. Franz setzte sich zu mir. »Ich höre auf. Nach der WM 86«, so versicherte er; danach sei Schluß. »Endgültig. Zuviel Streß, zu viel Trubel. Ich spiele lieber Tennis oder Golf.«

Ich war sauer: »Du bist mir ein feiner Kerl. Kas-

sierst alle Werbeverträge ab, machst dafür den Teamchef. Und wenn du das Geld in der Tasche hast, sagst du freundlich: Gentlemen, es war schön mit Ihnen. Auf Wiedersehen.«

Franz fixierte mich, leicht irritiert. »Du spinnst. Verträge hatte ich schon vorher. Reichlich.«

»Quatsch keine Opern«, erwiderte ich. »Drei Verträge hast du sicherlich gehabt. Aber keine sieben oder acht, wie heute. Die hast du doch erst als Teamchef bekommen.«

Beckenbauer prustete los, überlegte, wer von uns beiden der »Raffzahn« war. Wir halten uns verstanden.

Ich finde seinen Geldregen absolut in Ordnung. Ich gönne jedem Kameraden Topeinkünfte. Schließlich weiß ich: Mit 35 Jahren sind die meisten von uns »out«, ohne echten Beruf, zum Teil physisch schwer angeschlagen. Als Fußballer wird man früh zum Rentner und sollte ein Maximum auf der hohen Kante haben.

Werbeträger ist man nicht von Geburt an. Bei mir fing eigentlich alles recht bescheiden an. Ich war noch nicht sehr bekannt, da bot mir der Schwarzwälder Handschuhfabrikant Reusch 2 000DM jährlich für das Vergnügen, seine Handschuhe zu tragen. Ein schönes zusätzliches Einkommen. Erst nach der gewonnenen Europameisterschaft in Rom 1980 wurden die Angebote richtig aufregend. Schon während der EM verhandelte Rüdi-

ger Schmitz mit Adidas. Für den Fall, daß ich eine gute Figur machen und unsere Mannschaft den Meistertitel erringen würde, stellte man mir einen Werbevertrag in Aussicht. Das war der Durchbruch. Ich wußte: Nur ein Mitglied der Nationalmannschaft kommt an Werbeverträge, an das lukrative Nebeneinkommen von jährlich 100 000 DM und mehr. Ich habe dann mit Adidas einen Lizenzvertrag abgeschlossen. Das bedeutet: Je mehr verkauft wird, desto mehr verdiene ich. Als ich meine erste Adidas-Abrechnung erhielt, war ich sehr angenehm überrascht. Für Schuhwerbung war mein Name nicht zu gebrauchen. Aber für Torwartpullover, die ich mit entwerfen darf. Regelmäßig fahre ich ins Adidas-Hauptwerk und arbeite an der neuesten Kollektion mit. Dabei versuche ich als »Verbraucher«, die Textildesigner zu beraten. Mache auch Vorschläge: Warum nicht mal die Streifen diagonal setzen? Größe, Schnitt, bequeme Weite, gepolsterte Stellen, Stoffart... Ich freue mich königlich, mitentscheiden zu können. Und ich kann dazu beitragen, daß die Industrie sich den Wünschen und Bedürfnissen der Sportler besser anpaßt.

Die Handschuhfabrik Reusch folgt meinen Ratschlägen noch viel interessierter. Ich habe mir die Stanzarbeit angesehen, fühle mich unter den Handwerkern pudelwohl. Die Handschuhe werden ständig verbessert, Gebhard Reusch nimmt meine kühnsten Anregungen ernst.

Mein Schlüsselerlebnis hatte ich in einem Londoner Doppeldeckerbus: Da saß ich eines Tages vor einer Glasplatte, die fest auf einer Gummischicht ruhte. Die Scheibe hielt ohne Saugnäpfe, ohne Einfassung; sie rutschte nicht, sondern hielt. Bombenfest. Tief beeindruckt riß ich ein Stück von diesem Gummi ab (ich weiß schon, Vandale!) und brachte es Herrn Reusch mit. Der ließ es von seinen Chemikern analysieren. Das verblüffende Ergebnis: Seit jenen Tagen wird diese Substanz, die auch schon bei Nässe unglaublich saugfähig ist, zur Fabrikation der Handschuhe verwendet, die meinen Namen tragen. Industriespionage? Ach was. Torwartreflex.

Nach Adidas klopften auch andere Werbepartner an. Ein Pharmafabrikant hatte ein Präparat entwickelt, das Wunder wirkt. Auf Verletzungen durch Schock, Stoß, Prellungen gepackt, lindert es durch Kälte sofort den Schmerz. Auch die Amerikaner spannten mich für ihre Werbung ein: McDonalds ließ mich auf meterhohen Plakaten in einen Hamburger beißen. Nach der WM 82 und meinem »Foul« an Battiston war es mit meiner Popularität zeitweise vorbei. Vom Sunnyboy-Podest war ich in die Niederungen eines Schweinehundes gestürzt. Wer nimmt schon einen Brutalo als Werbeträger? Vor der Pleite rettete mich unter anderem ein Brief von Alf Bente, Firmenmitinhaber von Adidas und dort Betreuer der Na-

tionalmannschaft. Bente schrieb mir sinngemäß: Wir werden weiter zusammenarbeiten. Jeder macht schon mal Fehler. Die sollte man schleunigst aus der Welt schaffen. Ich bin sicher, Sie schaffen das. Sie haben weiter unser Vertrauen. Alf hat nicht versucht, etwas zu beschönigen. Doch trotz des Skandals blieb er mir verbunden. Solche Partner verrät man nicht. Also habe ich meinen Dickkopf durchgesetzt, als im 1. FC Köln der Machtkampf Adidas – Puma entbrannte.

Adidas- Puma: Das Elefantenrennen

Übermut tut selten gut. Der Ärger begann 1984. Adidas ruhte sich auf den Lorbeeren der Gewißheit aus, den Geißbock-Verein 1. FC Köln auf alle Ewigkeit im Firmenwappen zu führen. Was sollte auch passieren, war doch Wolfgang Overath erfolgreicher Gebietsvertreter in Nordrhein-Westfalen. Adidas spekulierte zu leichtfertig mit seinem Sympathiekapital bei den Kölnern, und unauffällig starteten die Puma-Leute ihre PR-Aktion, Sie pflegten den Kontakt an der Basis, auf Spieler-, Betreuungskader- und Vorstandsebene. Puma streichelte den Leuten die Haare in Strichrichtung. Der Vorstand des 1. FC Köln wurde zu einer Puma-Werksbesichtigung eingeladen, völlig unverbindlich, versteht sich. Kein Mensch wäre je auf die Idee gekommen, die Kölner könnten zu Puma überwechseln. Im Gegenteil, Verhandlungen zwischen dem 1. FC und Adidas waren geplant. Die Vorarbeit dazu leisteten Werner von Moltke, PR-Abteilungsleiter bei Adidas, und Wolfgang Overath. Die beiden hatten lange mit Peter Weiland, dem Präsidenten des 1. FC, verhandelt. Alles war geregelt. Blieb nur noch die Reise nach Herzogenaurach: Dort sollte der Vertrag unterschrieben werden.

Adidas-Boss *Horst Dassler* wurde von seinem Stellvertreter Dr. Martens vertreten. Der neue Vertrag lag auf dem Tisch. »Martens verfügte leider weder über Fußballkenntnisse noch über psychologisches Gespür. Er wurde pingelig«, beschwerten sich die Kölner hinterher. Martens versuchte, mit kleinen, durchaus legitimen Tricks und sogenanntem Verhandlungsgeschick verschiedene Absätze im neuen Vertrag zu ändern und zum Teil sogar zu streichen. Die Kölner hatten das Gefühl: Der will uns aufs Kreuz legen. Vor so viel studierter Unverfrorenheit blieb ihnen fast die Luft weg, und sie fühlten, wie ihnen schon Hörner wachsen wollten. Adidas versicherte später, allzeit guten Willens gewesen zu sein. Es hätten nur Detailfragen geklärt werden sollen; das sei das Ziel dieser Reise gewesen. Sicher ist eins: Die Verhandlungen dauerten Stunden, bis ein Einigungsmodus gefunden wurde. Der Vertrag mußte unterschrieben werden. Es war spät. Eine Sekretärin sollte den Text neu tippen. »Unnötig«, sagten die Kölner (laut Adidas). »Wir haben doch Zeit. Das kann doch morgen umgeschrieben werden.«

Per Handschlag wurde die Einigung besiegelt. Taktik? Ein Mißverständnis? Was auch immer es war – das Mißtrauen lugte aus allen Ecken. Damals lag dem 1. FC auch ein Puma-Angebot vor. In Millionenhöhe – wie das von Adidas. Der FC-Vorstand betrachtete es als zum guten Ton gehö-

rend, den Puma-Boß *Armin Dassler* noch am gleichen Abend über den anscheinend beschlossenen Deal mit Adidas zu informieren. Auch Puma hat seinen Sitz in Herzogenaurach. Der Puma-Dassler heißt Armin; der Adidas-Dassler ist sein Vetter und heißt Horst. Die beiden sind sich spinnefeind. Die Kölner statteten Puma eine Stippvisite ab und wurden herzlich empfangen. Der Firmenchef blieb freundlich, höflich, zuvorkommend. Ein Gentleman. Wie ich unseren Peter Weiland und seine Empfänglichkeit für Schmeicheleinheiten kenne, muß er diesen Empfang genossen haben. Nach der kalten Adidas-Dusche – dort hatte ja nur ein »Zauberlehrling« für die Kölner Zeit, und der erlaubte sich noch eine pingelige und unverfrorene Erbsenzählerei...

Bei Puma empfing ein lächelnder Grandseigneur und bewies, wie man mit Würde verliert. Spätestens auf dem Heimweg dachten die empfindsamen Kölner laut nach. Sie stellten sich die Frage, ob der hoheitsvolle Adidas-Manager wirklich der richtige Partner sei.

In der darauffolgenden Woche erreichte Peter Weiland, daß der 1. FC-Vorstand der Firma Adidas eine Absage erteilte. Neue Verhandlungen mit Puma wurden aufgenommen. Armin Dassler blieb bei seinem attraktiven Angebot. Adidas drohte mit rechtlichen Schritten. Zutiefst gekränkt blieb Weiland hart. Puma setzte sich durch.

Weil Adidas die simpelsten psychologischen Ver-

kaufsregeln vergessen hatte. So einfach war das. Für mich, eine Adidas-»Säule« aus Dankbarkeit, war die Hölle los. Aus meinem Vertrag mit dem 1. FC geht klar hervor, daß alles, was ich nebenher mache, genehmigungspflichtig ist. Von Autogrammstunden bis zu Werbeverträgen. Der Verein trug nun geschlossen »Puma«. Daß ein Spieler aus der Reihe tanzen könnte, war undenkbar. »Laut unserem Vertrag müssen ausnahmslos alle Spieler unter dem ›Puma‹-Zeichen spielen!« beharrte verständlicherweise Armin Dassler. »Ich kann keine Ausnahme dulden!«

Da stand ich in der Sackgasse. Adidas treu bleiben hieß, Puma ans Schienbein zu treten. Zehn Sitzungen mit dem Kölner Vorstand, ein unendliches Palaver mit Michael Meier, dem Manager des 1.FC. Mein Vertrag mit Adidas lief bis zum 31. Dezember 1986. Das Abkommen zwischen Puma und dem 1. FC trat ab Juli 1985 in Kraft. Was nun? Ich konnte schließlich nicht nackt ins Tor gehen, nur um keinem wehzutun.

Das Gerangel wurde immer undurchsichtiger und artete bald in Grabenkämpfe aus. Bei Adidas bleiben hieß, meinen Kölner Verein zu verlassen. Ich konnte aber auch meinen Vertrag mit Köln über drei Jahre verlängern. Dann mußte ich Adidas im Stich lassen. Aus diesem Dilemma sah ich keinen Ausweg, und die Medien ließen sich mal wieder über »Schumacher, den Quertreiber« aus. Eines Abends klingelte bei Rüdiger Schmitz das

Telefon. Armin Dassler war am Apparat. »Dieses Hin und Her dauert viel zu lange«, meinte der Puma-Boß. »Ich schlage vor, wir unterhalten uns nochmal in Ruhe über alles. Ich möchte Ihnen, Toni Schumacher betreffend, ein neues Angebot machen.«

»Tut mir wirklich leid, Herr Dassler«, antwortete Rüdiger. »Sie sind sehr liebenswürdig, aber eine Unterredung zwischen uns ist zwecklos. Wir werden Adidas nicht verlassen – lieber den 1. FC Köln.« Auf Dasslers Drängen wurde trotzdem ein Treffen für den nächsten Tag im Kölner Hotel Excelsior vereinbart.

Ganz offensichtlich bereitete der Puma-Boß auf uns eine ähnliche Charmeattacke vor wie auf unseren Vorstand damals in Herzogenaurach. Er empfing uns in einer Hotelsuite, zeigte sich liebenswürdig und verständnisvoll. »Ich verstehe Ihre unangenehme Lage, Herr Schumacher. Eine schlimme Zwic kmühle. Mir liegt nichts daran, Sie in die Enge zu treiben. Ich habe für Sie einen königlichen Ausweg gefunden. Ich schlage Ihnen vor...«

Hier unterbrach ich Armin Dassler und bat ihn, doch lieber gleich mit Rüdiger Schmitz zu verhandeln. Geschäftsunterredungen empfand ich damals als etwas Hochnotpeinliches. Ich fühlte mich, als würde ich neben meinen Schuhen herlaufen. Allem Drängen Rüdigers zum Trotz hatte

ich mich bis dahin immer erfolgreich vor Verhandlungen mit dem 1. FC gedrückt. Allein der Gedanke, mich »verkaufen« zu müssen, löst bei mir Gänsehaut und Haarsträuben aus: Schauen Sie doch, ich bin der Beste, der Schönste. Soll ich vielleicht, um mehr Eindruck zu schinden, am Konferenzlüster Tarzan spielen?

Gräßlich. Peinlich. Lächerlich, Hab ich noch nie gekonnt. Mein Gegenüber wird natürlich versuchen, so billig wie möglich davonzukommen. Mich klein und unbedeutend machen wollen. Meine Leistung abwerten. Ich sehe dann nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich fall den Kerl an oder zieh geduckt und gedemütigt ab.

Für Rüdiger ist Verhandeln viel einfacher. Er ist unbeteiligter und läßt sich nicht provozieren. Ich höre mich noch heute: »Ich sitze und höre, Herr Dassler. Meine Antwort gibt Ihnen Rüdiger Schmitz.«

»Wie Sie wünschen«, lachte Dassler und wandte sich an Rüdiger Schmitz. »Es geht nicht an, daß ein einziger Kölner meine Farben nicht trägt. Ausnahmen kann ich nicht akzeptieren. Besonders nicht, wenn unser bester Torwart diese Ausnahme sein will.«

»Das ist sehr schmeichelhaft«, entgegnete mein Manager. »Nur – wir bleiben Adidas treu. So sind wir eben. Ich sehe auch keinen Ausweg, habe ja auch gestern schon am Telefon befürchtet, daß dieses Gespräch uns nicht weiterbringt. Auch

wenn wir uns freuen, Sie in Köln begrüßen zu können.«

Armin Dassler lächelte, blieb zuvorkommend und freundlich. »Warten Sie ab. Sie wissen ja nicht, was ich Ihnen mitgebracht habe.«

»Wenn Sie Geld meinen sollten, so ändert das nichts an unserem Entschluß.«

»Geld ist nur Ausdruck für den Marktwert eines Stars. Toni ist ein sehr großer Star. Ich will ihn. Für Puma. Für mich. Eine Ehrensache. Geld bedeutet mir nichts.«

Uns fiel keine Antwort ein. Wir schwiegen.

»Als Ausdruck meiner Wertschätzung biete ich Ihnen viel mehr als Adidas, und zwar die Summe X.«

Rüdiger und ich begannen, an der Zuverlässigkeit unserer Ohren zu zweifeln. Ein derart phantastisches Angebot hatten wir nicht einmal erträumt. Dassler bot uns einen Riesenhaufen Geld und stellte das noch zartfühlend als Freundschaftsgeschenk dar. Sogar Rüdiger schien ein bißchen schwindelig. Er war verlegen, wollte Dassler nicht gern wehtun. Mußte er aber.

»Unmöglich«, bedauerte er. »Nie und nimmer. Unsere Glaubwürdigkeit steht auf dem Spiel.«

Auf Dasslers Gesicht machte sich bodenlose Enttäuschung breit. Er beherrschte sich auf eine bewunderswerte Art. Bedrückt blieben wir noch zusammen sitzen, jeder entsetzlich verlegen. Armin Dassler begleitete uns aus dem Hotel und

wünschte uns beim Abschied noch alles Gute. Nach ein paar Schritten ächzte ich: »Rüdiger, das ist das letzte Mal, daß ich an einer Verhandlung teilnehme.«

»Wieso?«

»Es bringt nichts. Ich wußte von Anfang an, daß ich Adidas treu bleiben würde.«

»Und? Du mußt auch lernen, wie andere über Treue denken.«

»Gott sei Dank sind wir festgeblieben. Ein Wechsel hätte nicht in mein Bild gepaßt.«

»Richtig. Aber dafür sind wir echte Kerle«, freute sich Rüdiger.

Ich fühlte mich geschlaucht. Schlimmer als nach einem Drei-Tage-Training. Aber eine Lösung für mein Problem hatten wir immer noch nicht. Es blieb eigentlich nur ein Ausweg: ein Transfer. Wohin bloß?

Ich war bereit, nach Frankreich, Spanien oder Italien umzusiedeln. Mit dem Club Paris St. Germain hatten wir schon Kontakt aufgenommen. Ich konnte nur abwarten, mich auf Spiel und Training konzentrieren und zu einem Adidas-Verein umziehen. Wer würde nachgeben? Würde der 1. FC Köln von seinem Vertrag mit Puma zurücktreten? Undenkbar. Puma auf diesen Vertrag verzichten? Kaum. Adidas mich an Puma verkaufen? Man hat schon Pferde Rollschuhlaufen sehen... Die letzte Hypothese schien mir demütigend. Möglich war alles. Der FC-Vorstand machte mir schließlich ein

redliches neues Angebot: Mein Vertrag sollte ab Juni 1985 für vier Jahre verlängert werden; die Bedingungen waren günstig, vorausgesetzt, Puma, der 1. FC Köln und Adidas würden sich über meinen Falleinigen.

»Du hast natürlich Zeit, darüber nachzudenken«, gestand mir der FC-Manager Michael Meier zu.

Ganz Köln feierte Karneval. Als Clown maskiert mal ganz anonym durch Köln streifen – meine Sorgen weit wegschieben, warum nicht?

Einge Tage später: In Herzogenaurach hatte ich mit Adidas die neue Kollektion durchgesprochen. Auf der Rückfahrt schnurrte Rüdigers Autotelefon. Marlies. Ganz aufgelöst: »Ich glaube, da braut sich was zusammen. Ich weiß nicht was. Hier rufen dauernd Journalisten an, um dir zu deinem Vertrag mit dem FC zu gratulieren. Langsam wird mir das ganz unheimlich. Was kann diese Anruferei bedeuten? Eine Kraftprobe? Wollen die dich im FC mit den Puma-Farben einfach überrennen?«

Ich war überfragt. Rüdiger auch. Wollte man uns vor vollendete Tatsachen stellen? War die Karnevalssitzung am Abend des 11. Februar 85 eine Falle? Mußte ich überhaupt da hin?

»Du gehst«, entschied Rüdiger. »Sich drücken ist keine Lösung. Außerdem – eine Karnevalssitzung dürfte kaum ein Ort sein, an dem man Verträge unterzeichnet.«

Ich zog meinen Smoking an wie eine Ritterrü-

stung und machte mich auf den Weg in die Sartory-Säle, dort fand die Sitzung statt. Michael Meier erwartete mich.

Feierlich erklärte er: »Harald, es ist soweit. Den ganzen Nachmittag haben wir mit Dassler verhandelt. Weiland und ich haben erreicht, daß Puma dich dem 1. FC schenkt. Du kannst bei Adidas bleiben.«

Wie kann man einen Menschen, den man nie besessen hat, *verschenken*? Alarmiert beschloß ich, sofort Rüdiger zu benachrichtigen. In der Hotelküche fand ich ein unbeachtetes Telefon. »Diese Weiland-Dassler-Show mach ich nicht mit. Ich bin ja kein Hampelmann. Auch nicht im Karneval.«

Im Saal applaudierte man meinen Mitspielern. Die waren jetzt Puma-Angestellte.

»Den Zirkus machst du nicht mit«, riet Rüdiger. »Geh lieber nach draußen. Eine Zigarette an der frischen Luft wird dir guttun. Laß die anderen ruhig hampeln, aber laß dich bloß nicht provozieren!«

Ein Schwarm Journalisten rannte hinter mir her. Ich nahm Reißaus. Im Saal – betretene Gesichter. »Das ist Tonis Retourkutsche dafür, daß mein Mann ihn damals für das Spiel gegen Waldhof Mannheim gesperrt hat«, überspielte Frau Weiland die verlegene Stimmung. »Mein Mann hat Toni seine Serie kaputtgemacht.«

Es ist wahr, daß ich meinem Präsidenten deswegen böse war und es auch noch bin.

Im Herbst 1984 hatte ich der Presseagentur dpa ein Interview gegeben, in dem ich die »Einkaufspolitik« des 1. FC Köln kritisierte. Der Vorstand wollte mir dafür einen Denkkzettel verpassen: »Schumacher ist gesperrt für das Spiel Köln gegen Mannheim.« So lautete der rächende Urteilspruch. Dr. Worms, Mitglied des Verwaltungsrates, Herr Schäfer, der Justitiar des 1. FC, Rüdiger Schmitz und ich versuchten, Peter Weiland umzustimmen. Am Ende hatten die »Anwälte des guten Willens« den Eindruck, daß der Präsident nachgeben würde. Um drei Uhr morgens war es klar: »Weiland erwartet dich pünktlich um acht bei sich zu Hause – mit deinen Klamotten«, sagte mir Herr Schäfer. War die Sache jetzt vom Tisch? Wenige Stunden später stand ich bei meinem Präsidenten auf der Matte, pünktlich um Schlag acht. Er sah mich brummig an, war ein bißchen verlegen, und dann kam's: »Toni, tut mir leid, du kannst nicht nach Mannheim gehen – die Sperre gilt!«

Ich dachte, ich hör nicht recht – ich war kurz vorm Platzen. Betreten stand Weiland vor mir. Wie ein hilfloser Vater gegenüber seinem rebellierenden Sohn: Er wollte keinesfalls sein Gesicht verlieren. So versuchte ich, mir im nachhinein seinen plötzlichen Sinneswandel zu erklären; nachts um drei hatte er sich ja wohl eines Besseren besonnen gehabt.

Peter Weiland könnte in der Tat mein Vater sein, dem Alter nach. Für mich ist er eine Respektsper-

son ersten Ranges, und vor allem: Ich mag ihn eigentlich sehr. Genau wie ich ist er äußerst impulsiv und schwer zu zügeln; er kann explodieren und ist eitel wie ein Pfau – Kritik verträgt er überhaupt nicht. Wir haben uns oft gegenseitig angegiftet – ich ertrage seine Bevormundung nicht, und ihn kränkt meine Unverfrorenheit. Aber zurück zum Thema »Sperre«. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, vierhundert Spiele ununterbrochen in *einer* Serie zu spielen. Damit wollte ich mein Vorbild Sepp Maier noch übertrumpfen. Trotz Verletzungen hatte ich schon 213 Spiele nacheinander, an einem Stück absolviert. Das hieß damals bereits: sechs Jahre Beständigkeit, 34 Spiele in 365 Tagen. Und dann hat mein Vereinsvater mir diesen Traum zerschlagen.

An jenem Kölner Karnevalsabend war der Zwischenfall mit der Spielsperre unwichtig. Michael Meier telefonierte mit Rüdiger; ich rauchte meine verordnete Zigarette. Wolfgang Overath, Siegburger Karnevalsprinz, bekniete mich förmlich, auf der Bühne zu erscheinen. Einem Prinzen schlägt man keinen Wunsch ab.

Ich gab nach.

Präsident Weiland bewies Takt und erwähnte den Vertrag mit keinem Wort. Erst am nächsten Tag machte er den Abschluß mit Puma publik. Auch Puma-Chef Armin Dassler blieb Grandseigneur. Seine Zugeständnisse, meine »Befreiung« betref-

fend, erwähnte er höchstens in meiner Abwesenheit. Die Ehre war gerettet, für alle.

Immer mehr europäische Vereine machen die »Hochglanzbürste«; das heißt im Klartext: Imagepflege für internationale Konzerne. Beispiele? In Frankreich sind es der Racing Club Paris mit Jacques Lagarder, dem Generaldirektor von »Matra«, einem Giganten der Elektronik- und Waffenindustrie. Der FC Marseille ist mit Bernard Tapie dabei, einem Senkrechtstarter unter den französischen Unternehmern. In Deutschland sind Uerdingen und Leverkusen zu 100 Prozent Mannschaften des Bayer-Chemiekonzerns. Bayern München funktioniert zur Imagepflege von Commodore-Computern. Im ZDF Sport-Studio gibt Bayern-Trainer Udo Lattek seine Interviews nur noch im »Commodore-Look«, Adidas und Puma haben Gesellschaft bekommen. Andere branchenfeste Giganten werben um die Spieler. Der Star wird von Kopf bis Fuß vermarktet. Trikotwerbung scheint da eher bescheiden. Was bringt es schon, namhafte Produkte auf Trikots zu kleben. Es ist nicht reiner Zufall, daß Pierre Littbarski vom Racing Club Paris abgeworben wurde, daß sich Marseille für Karlheinz Förster interessierte und daß Brehme für zwei Millionen DM, für die höchste Transfersumme der Saison 1986/87, nach München übersiedelte. Deutsche und Franzosen sind nicht die einzigen. Auch spa-

nische und italienische Vereine sind hellwach, wenn der Kampf um die Stars losgeht. Barcelona, Madrid, Mailand und Turin überbieten sich weiter in astronomischen Summen für Spielertransfers. Unseren Vereinen wird das Durchhalten immer schwerer gemacht. Machtlos müssen sie zusehen, wie die Besten ins Ausland gehen, müssen auch zusehen, wie die Bundesliga an Stars und Spielern ärmer wird. Man nennt das »freie Marktwirtschaft«. Das müssen wir uns eben gefallen lassen. Die besten Ingenieure werden ja auch geködert und nach Amerika geholt – so wie es lange Zeit auch mit unseren Chemikern passiert ist. Es gab regelrechte Auswandererwellen. Unsere Wissenschaftler zog es in die Staaten, wo sie viermal mehr als hier verdienen konnten. Im Fußball gibt es ein paradoxes Nord-Süd-Gefälle – die ärmsten Länder bieten die größten Summen. In Italien, Frankreich und Spanien ist Fußball der beliebteste Volkssport. Ein bißchen wie »Opium fürs Volk«. In Neapel soll es Fans geben, Arbeitslose sogar, die sich das Geld für ihre Eintrittskarte vom Munde absparen.

Rein steuermäßig gesehen, ist es übrigens viel attraktiver, sein Fußballleben in Italien zu verbringen. Müßten in der Bundesrepublik Großverdiener nicht 56 Prozent Steuern bezahlen, würden sicher weniger Kameraden das »Legionärsschicksal« im Ausland wählen.

Die Gelüste »weg von Deutschland« hatte ich

auch: 1985, als ich in die Puma-Adidas-Querelen verstrickt war. Neben meiner Kontaktaufnahme zu Paris St. Germain träumte ich auch von der Sonne Neapels, von den 100 000 passionierten Zuschauern in Barcelona – dort hätte ich übrigens meinen Kumpel Bernd Schuster wiedergetroffen. Es hat nicht geklappt. Für Torkeeper besteht keine so große Nachfrage wie für Stürmer oder Tor-schützen. Bedauerlich. Ein Irrtum? Ich habe oft mit Bernd Schuster darüber gesprochen.

»Wenn du mit mir in Barcelona spielen würdest«, meinte er, »waren wir bestimmt dreimal Meister geworden. Wir hätten ganz sicher den Europapokal für Barcelona geholt. Die Spanier und Italiener bewerten den, der ein Tor schießt, viel höher als den, der ein Tor verhindert. Wenn bei denen ein Spieler drei Tore schießt, lobt ihn die Presse am nächsten Tag über vier volle Seiten. Ein Torwart hält drei Elfmeter und wird mit zwei Zeilen erwähnt. Das ist absurd, aber eben spanisch. Tore verhindern statt zu schießen, das kommt bei Publikum, Spielern und Managern nicht an.«

Schuster hatte recht. Für Spanien werde ich auch weiterhin untauglich bleiben.

Fußball ist Spektakel

Wenn die Welt ein Theater ist, ist das Stadion *das* Theater überhaupt. Aber immer weniger Leute sind auch bereit, in dieses Theater zu gehen. Zuschauerschwund heißt das neue Reizwort in den Vereinen. Die Argumente sind bekannt: nicht genügend attraktive Stars, Fernsehkonkurrenz, zu hohe Eintrittspreise, Rowdytum, schlechte Spiele...

Stimmt ja alles, zum Teil jedenfalls. Keiner spricht von den quälenden Lattenrostbänken, von unüberdachten Stehtribünen, auf denen die Grippe garantiert jeden erwischt, keiner beschwert sich über lauwarmes Bier im Pappbecher, über unappetitlich weiche Bratwürstchen zu Kaviarpreisen. Wer beklagt den stundenlangen Verkehrsstau, die kilometerlange Fußstrecke vom Parkplatz ins Stadion? Zumutungen. Es ist wahr, die Spiele sind oft nicht attraktiv. Vor allem aber sind die Rahmenbedingungen unzumutbar; so sollte das nicht weitergehen. Änderungen tun not. In einem *Stern*-Interview hat DFB-Präsident Neuberger verschiedene gute Vorschläge gemacht: Die Sitzplätze müßten komfortabler sein, nicht einfach ungehobelte Bretter, aus denen die Nagel hervorstechen; bessere Parkmöglichkeiten in Stadionnähe; nicht so viele Betonmauern; die Stadien sind zu nüchtern; das Stadion der Zukunft sollte für die ganze

Familie konzipiert sein, in einer Zeit, in der Freizeit und Freizeitangebote immer mehr werden. Das Beste wäre eine Art Freizeitpark drumherum – mit Wiesen, Spielplätzen, Einkaufscenter, Schwimmbad, Restaurants und Cafes. Ich füge hinzu: Die Stadien müßten schnell und mühelos erreichbar sein, man sollte sie von dem Verkehrschaos der Stadt fernhalten. Das finge an mit einer vernünftigen Ausschilderung von der Autobahnabfahrt bis zum Stadion. Das Rahmenprogramm muß stimmen. Es ist beschämend, wie die 50 000 Zuschauer vor und nach dem Spiel zur Zeit unterhalten werden. Kein Programm. Die Finanzierungsfrage ist eine faule Ausrede. Ich bin überzeugt, daß die Werbung sich freuen würde, Unterhaltungsprogramme zu sponsern. Volksliederchor, Schauspieler wie Millowitsch, eine Kapelle, eine Tanzshow während der Halbzeit, Wagenvorführungen vor dem Spiel... Mercedes, Opel und BMW wären sicher dafür zu gewinnen. Und warum nicht zum Schluß die Fischer-Chöre aus einer Stadionkurve oder Peter Maffey?

Das Hauptgericht bleibt Fußball. Keine Frage. Appetithäppchen und Dessert sollen Künstler anderer Sparten liefern. Und neunzig Minuten lang intensiven Fußball – Topleistung! Organisatorisch wird das eine Menge Mühe machen, was die Dilettanten in den Vorständen sicher wieder überfordern wird. In den nächsten Jahren sind solche Pläne nicht gleich zu verwirklichen – eine

reine Mentalitätsfrage. Aber man könnte ja schon mal mit einem bißchen mehr Elektronik in den Stadien anfangen. Neben der Spielanzeigetafel einen Video-Großbildschirm aufbauen. Die aufregendsten Aktionen mit Nahaufnahmen oder in Zeitlupe wiederholen. Das wäre doch mal eine Konkurrenz für das stets präsenste Fernsehen.

Ein Fußballmatch darf nie zu einem solchen Blutbad ausarten wie im Heyselstadion in Brüssel. Ich habe diese Szenen auf dem Fernsehschirm nicht gesehen. Bilder von Gewalt ertrage ich nicht, auch keine Bilder von Autounfällen, Bränden, Katastrophen oder Krieg. Nie hätte ich den Fernseher angelassen. Was immer auch die Fernsehanstalten motiviert haben mag, die Übertragung nicht abubrechen – das war Voyeurismus, ekelhaft.

Ursache für diese Tragödie waren Kardinalfehler in der Organisation. Es war unverantwortlich, so radikale Fangruppen wie die aus England und Italien ohne jede Waffenkontrolle ins Stadion zu lassen. Vorkontrollen müßten zur Regel werden. Waffenträger sollten erstens nicht eingelassen und zweitens juristisch belangt werden. So naiv darf man nicht mehr handeln. Es gibt – wie auch bei großen Demonstrationen – einen harten Kern von Gewaltprofis, und die wollen Blut fließen sehen. Schließlich kommt es noch soweit, daß die friedlichen Zuschauer die Stadien meiden – ein Zu-

schauerschwund aus vermeidbaren Ursachen. Man muß alles tun, um in Zukunft derartige Gewaltexplosionen auszuschließen:

1. Übersichtliche Parkplatzausschilderung des Weges ins Stadion; Schilder und präzise Lautsprecherdurchsagen.
2. Auf der Eintrittskarte: schön und deutlich erkennbar der Weg ins Stadion, Angaben über Eingangstor, Tribüne, etc. etc.
3. Strenge Trennung der potentiellen Gegner, der fanatischen Fans. Die Kölner in die Südkurve. Die Gäste in die Nordkurve. Reine Organisation.
4. Soviel Polizeipräsenz wie nötig, besonders bei »explosiv« eingestuften Spielen. Als Abschreckungsmaßnahme. Mit der Gewißheit: wenn alles gut organisiert ist, kann nichts auf unvorhergesehene Art losbrechen,
5. Bewaffnete, potentielle Gewalttäter und Be-trunkene werden ausgesperrt.

Es muß endlich gehandelt werden. Ideen und In-
itiativen sind gefragt. Mit tränenreichen Klagen
kann man Gewalt nicht verhindern. Dem Publi-
kum Sicherheit bieten und es wieder ins Stadion
ziehen, das ist das Wichtigste. Noch mehr Wer-
bung und Publicity oder auch Fernsehübertra-
gungsverbot – das sind keine Rezepte. Man muß
sich etwas einfallen lassen.

Warum könnte man z.B, nicht den Fans, die von
weither anreisen, das Fußballerlebnis verbilligen

– als Anerkennung für die 100 km, die sie gefahren sind? Das wäre gerecht und auch attraktiv. Modellvorschlag für den Raum Köln: Fans mit Postleitzahl 5000 erhalten eine Saisonkarte für 500 DM, 20 km Entfernte zahlen 400 DM. Tarifzonen A, B, C etc. Anpassung und Staffelung bis 150 km; Preise zwischen 500 DM und 120 DM. Konkret sollte man handeln. Ein »Dankeschön« allein ist zu dürftig. Auf die Idee ist noch keiner gekommen. Das ist mir unbegreiflich. Durch das Fernsehen und die Übertragungsrechte lassen sich doch die Eintrittspreise verbilligen. Es ist doch so, daß sich ARD und ZDF, das Privatfernsehen SAT 1 und andere bald gegenseitig übertrumpfen werden, um die schönsten Bundesligaspiele exklusiv ausstrahlen zu können.

Fußball, Fernsehen, Zuschauerschwund – ein Dreieck voller Spannung. Immer mehr Leute sitzen vor dem Bildschirm; samstags sind es so zwischen 15 und 17 Millionen. Und andererseits sitzen immer weniger auf den Tribünen. Ulfert Schröder hat in einem sehr aufschlußreichen Artikel festgestellt, daß an Samstagen durchschnittlich sechzigmal so viele Menschen den Sport vom Sofa aus verfolgen wie von den Stadionrängen. Auf eine ganze Saison umgerechnet sind das 6 Millionen in den Stadien. Das entspricht knapp einem Drittel der Zuschauerzahl eines einzigen Samstags vor der Gltze. Und diese Entwicklung

wird sich verschärfen. Nicht zu vergessen: 1976 waren durchschnittlich 25 000 Zuschauer pro Spiel im Stadion – 1985/86 sind es noch 17 000. Wenn dieser Trend weitergeht... Ich mache mir keine Sorgen um die Bundesliga oder um die Vereine. Was denen an Eintrittsgeldern fehlt, wird durch den Verkauf an Senderechten ausgeglichen – bis zu 40 Millionen DM pro Saison. Diese Zuschauerverschiebung ließe sich bis ins Absurde ausmalen: im völlig menschenleeren, zum Studio gewordenen Stadion ausschließlich vor den TV-Kameras zu spielen... Ein Alptraum. So pessimistisch bin ich aber nicht.

Ich glaube, daß der fußballüberfütterte Konsument vor der Glotze irgendwann auch wieder mal Heimweh nach dem Stadion bekommt. Mittelfristig erwarte ich ein neues Gleichgewicht zwischen Zuschauertribüne und Pantoffelkino, aber nur, wenn drastische Reformen durchgesetzt werden.

Ist denn Fußball überhaupt noch attraktiv, oder müßten sogar die Spielregeln geändert werden, wie Franz Beckenbauer, vermutlich in einem »Blackout«, zu bedenken gab? Da gibt es Exoten in der deutschen Trainerriege, wie zum Beispiel Rudi Gutendorf, die wollen unbedingt das Tor vergrößern. Andere wollen das »Abseits« abschaffen! Überall wird diskutiert, da wird rumgeforscht und rumgestochert. Es ist doch ziemlich

offensichtlich: Eine Ursache für den Zuschauerschwund ist die Konkurrenz »Fernsehen«.

Aber haben sich nicht auch die Vereine zu weit von ihrem Publikum entfernt? Haben sie es nicht schlicht und einfach verpennt, daß sie sich neuen Lebensgewohnheiten anpassen müssen? Der deutsche Winter ist wirklich nicht unser Verbündeter, die Zwangspause bei der Bundesliga ist eine sehr kostspielige Unterbrechung der Saison. Stars, Trainer, Stadien – alles liegt brach, kostet aber Geld. Prominente Vereine, wie die Hamburger, die Münchner oder wir Kölner, haben es da etwas besser. Wir fahren zu Gastspielen nach Asien oder Afrika und am liebsten nach Südamerika. Und dann gibt es noch das Gerücht von einem »Geheimrezept«: das Hallenturnier. Gegen diese Lösung spricht allerdings viel. Auf hartem Holz oder auch noch so feinem Teppichboden ist die Verletzungsgefahr viel zu groß. Lieber spielen wir auf gefrorenem Boden oder im Schnee. Ich möchte auch nicht ein 120 Meter langes Feld gegen eine 40-Meter-Halle tauschen. Da kann man uns ja gleich einen Hockeyschläger in die Hand drücken! Hallenturniere waren bisher ausschließlich Freundschaftsspiele. Da spielt man zurückhaltend. Aber bei einem echten Wettkampf heißt es: volle Pulle, 100-prozentiger Einsatz. Und dann die Verletzungsgefahr... Und dann hysterische Zuschauer, Geschrei, Leuchtraketen, Brandgefahr – nicht auszudenken, was da passieren kann.

Ich glaube nicht, daß Hallenturniere im Winter die Lösung für die Probleme der Bundesliga sind. Zusammen mit meinem Manager Rüdiger Schmilz denke ich da an etwas ganz anderes. Unsere Idee ist es, eine »Wintermeisterschaft« zu organisieren. Als Preis winkt ein hochdotierter »Ligapokal«. In der Bundesrepublik könnte man etwa vier neue Stadien bauen, regional gut verteilt. Das wären Stadien der »neuen Generation«: eine exklusive Arena mit allen technischen Raffinessen. Mit Naturrasen wie auf dem Spielfeld und auch den »klassischen« Spielfeldabmessungen. Perfekte Beleuchtung, eine fahrbare Überdachung (je nach Wetter wird offen oder geschlossen gespielt), Bodenheizung, nur Sitzplätze und Logen. Solche neuen Stadien könnte ich mir in Nürnberg, Hannover, Frankfurt und in Köln vorstellen. Ganze Familien könnten anreisen; die Kinder würden in Kindergärten betreut werden. Es gäbe Einkaufszonen, Frisiersalons und Modehäuser für die Damen, während die männlichen Fußballfans vor Begeisterung toben... Unabhängig vom Wetter könnten etwa drei Spiele pro Woche und pro Stadion geplant werden. Der Fußball könnte sich durch den »Winterligapokal« wieder auf Platz eins spielen, seinen Stellenwert als Freizeitbeschäftigung der Deutschen wieder erhöhen. Auch »Holiday on Ice« war ein Erfolg – warum sollte so etwas nicht auch mit dem Fußball gehen? Die Eintrittspreise werden niedrig gehalten. Zwischen

5DM und 20DM. Wie das? Ganz einfach: Sponsoren, Werbung, TV-Übertragungsrechte. Die Finanzierung des Projektes ist gesichert; wir stehen seit Monaten mit einem japanischen Konzern in Verbindung, um die Pläne im Detail auszuarbeiten. In den Stadien werden wir große Videoleinwände installieren. Die spektakulärsten und schönsten Spielszenen werden in der Halbzeitpause wiederholt. Natürlich in Zeitlupe,

Die Presse: Mit Feder und Dachlatte

Fußball ohne Publikum ist undenkbar – aber noch weniger denkbar ist Fußball ohne die Presse. Popularität: der alles entscheidende Faktor. Jeder Spieler ist presseversessen. Dasselbe gilt auch für unsere DFB-Funktionäre. Und so entschieden sie damals, die WM 86 in Mexiko sollte ein harmonischer Höhepunkt mit der Presse werden.

Aber: Journalisten und Nationalmannschaft im »La Mansión Galinda« unter einem Dach einzuquartieren – das war eine ausgesprochene Schnapsidee. Eine Rieseneiselei, ein Blödsinn, den keiner noch einmal wagen wird.

Sogar Journalisten, die vorher unbedingt mit dem Team zusammenwohnen wollten, sahen schließlich ein, daß das nicht gutgehen konnte. 140 Journalisten gegen 22 Spieler, ein paar Trainer und DFB-Funktionäre in einem Hotel, mitten in der Prärie, abgeschnitten von der Umwelt. Wir Spieler lechzten nach Ruhe, die Journalisten nach Trubel, nach »action«, Titelstories und exklusivem Pipapo-Klatsch, aus verständlichen, berufsbedingten Gründen. Und wenn dann absolut nichts zu berichten ist, werden diese Leute erstaunlich erfinderisch. Man kann sich dann nur noch wundern. Den Reportern bin ich nicht mal

böse. Die verdienen sich schließlich ihre Brötchen mit 70 Zeilen Beckenbauer hier, 50 Zeilen Schumacher da...

Also lauerten und lungerten sie überall herum, kratzten den Stoff für ihre Zeilen zusammen, verrenkten sich das Hirn, um nicht ständig den gleichen Blödsinn zu wiederholen. Untereinander gönnen sich diese armen Kerle ja nicht mal die Wurst aufs Brot. Und schließlich werden sie auch noch von ihren Chefredakteuren unter Druck gesetzt: »Nu mach mal!« Der Nachrichtenmarkt ist unersättlich, gierig, lebt von Gerüchten, Krisen und Krachen, hebt Skandale und dreideutige Stories. Deswegen müssen wir Nationalspieler aber nun nicht unbedingt die Trottel abgeben, die Zoff und damit Stoff für fettgedruckte Schlagzeilen liefern. Aber genau diesen Herzenswunsch hegte die hungrige Meute der WM-Berichterstatter. Und er wurde ihnen erfüllt – ausgiebig, leider.

Rainer Holzschuh, der DFB-Pressesprecher, ist ein lieber Junge. Er war nur völlig überfordert. Einer gegen 140. Das ist zuviel. Er vermittelte und organisierte Interview-Treffen zwischen Journalisten, Trainern, Spielern und veranstaltete täglich eine Pressekonferenz. Noch pressefreundlicher kann man nicht sein.

Nach jedem Mittagessen fetzte er durch die Flure und verteilte die »Aufgaben«: Rummenigge – *Süddeutsche Zeitung*, Förster – *Bild*, Hoeneß –

dpa etc. etc. Auch ich mußte regelmäßig dabei sein. Vor dem Abendessen: Pressegespräch. »Sie – bitte mit Herrn Soundso von der Illustrierten Soundso, ganz besonders nett, ja, der Mann ist nämlich böse...« Das konnte einem gelegentlich den Appetit verderben; hauptsächlich dann, wenn Franz Beckenbauer wieder mal in einem Fettnapf stand. Dicke Luft. Ich hatte das Gefühl, mit einem nassen Stück Seife unter den Füßen das diplomatische Parkett überqueren zu müssen. Viele Journalisten versuchten nämlich wirklich, uns aufs Kreuz zu legen. Mit überraschenden, schockierenden Äußerungen, die angeblich gemacht worden waren, wollten sie bei uns spontane, unvorsichtige Reaktionen provozieren. Wie eine Katze suchte ich mir Schleichwege, um an der Meute vorbeizukommen, die Fallen zu umgehen.

Die Presstreffs wurden in einem stilvollen mexikanischen Innenhof abgehalten; der Spitzname »Kontakthof« war schnell gefunden. Da standen wir, wie die »Damen« vom Eros-Center – ein Grüppchen hier, leises Tuscheln dort –, so wurden heimliche Verabredungen getroffen. Hatte ich zwei Minuten mit Rainer Kalb vom *Kicker* gesprochen, standen auch schon vier seiner »lieben Kollegen« geheimniswitternd hinter uns. Wir waren zur »totalen Offenheit gegenüber der Presse« angehalten. So konnte sich wirklich jeder von uns wenigstens einmal gründlich in die Nes-

seln setzen. Der DFB hoffte, sich durch die Informationsschwemme bei der Presse beliebt zu machen, setzte auf Journalisten, die uns wohlgesonnen waren. Irrtum! Der DFB erreichte genau das Gegenteil: In jede friedliche Aussage kam ein Schuß Neid, ein freundschaftlicher Klaps wurde zur Prügelei, aus Mücken wurden Elefanten. Ein fürchterliches Chaos.

Nur die Reservespieler waren glücklich. Unter so vielen Journalisten war immer mal wieder einer, der sich auch für sie interessierte. Und so nutzten sie die Gelegenheit für »Public Relations«. Zeit dazu hatten sie ja. Die Stammspieler waren beschäftigt – mit der WM.

Eine Nationalmannschaft ohne Zwist und Hader ist für die Presse sowieso völlig uninteressant. Fast könnte man glauben, die Leute in den Redaktionszentralen würden sich ein paar nette Konflikte ausdenken – und wir Akteure haben uns dann, je nach der uns zugedachten Rolle, entweder als pausbäckige Englein zu benehmen oder als leibhaftiger Teufel zu bekämpfen. So hatte die *Bild*-Zeitung Karl-Heinz Rummenigge die Jung-Siegfried-Rolle zugedacht, Beckenbauer die Nr. 2; alle anderen blieben Statisten. Dahinter steckte Methode – eiskalte, aber publikumswirksame Berechnung. Rummenigge sollte für den Leser zum Inbegriff der WM in Mexiko werden. Die *Bild*-Strategie war klar: Was kommt beim Publi-

kum an? Wer oder was zieht am besten? Die Antworten auf genau diese Fragen sind maßgebend, bestimmen die Arbeit des *Bild*-Reporterrudels vor Ort. Im großen und ganzen übrigens gute Leute, Paul Breitner Inbegriffen. Einen F. J. Wagner leistet sich die *Bild* auch. Der ist für »Features« zuständig, wie es auf deutsch so schön amerikanisch heißt. Macht tiefsinnige Berichte, ganz exklusiv, versteht sich, mit bisher nie dagewesenen »Enthüllungen«...

Nach der WM hab ich mir ein paar dieser »Features« angetan. Die Stories sind sehr dramatisch formuliert, erinnern an echte Tragödien und sollten wohl spannend sein. Ich fand das alles gräßlich gestelzt.

Genug gelästert. Top Journalisten gibt es nämlich auch. Viele.

Die meisten Leute, die für Agenturen arbeiten, sind gut und außerdem noch höflich. Man kann ihnen vertrauen, sie halten Wort. Wirkliche Köpfer in diesem Job sind u. a. Bernd Linhoff von dpa, Jürgen Leinemann und Kurt Röttgen vom *Spiegel* Diskret, einfühlsam, klug. Auch Ulfert Schröder, der immer als erster alles weiß, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Diese Profis respektiere und schätze ich. Die kommen, hören zu und können, wenn es sein muß, auch schweigen.

Hans Eiberle von der *Süddeutschen Zeitung* schreibt recht ordentliche Artikel, aber so wissen-

schaftlich nüchtern, daß man schon mal denkt, man liest da einen Autopsiebericht. Der Mann ist furchtbar zugeknöpft. Über die Flure des »Mansion Galinda« lief er dermaßen griesgrämig, daß ich auch nicht die geringste Lust verspürte, mich mit ihm zu unterhalten. In den sieben Wochen habe ich den guten Eiberle nicht *einmal* lächeln sehen. Fröhlicher ist Oskar Schmidt von der FAZ. Er weiß auch sehr viel, aber seine Berichte sind für meinen Geschmack auch ein bißchen zu wissenschaftlich. Er versteht eine Menge vom Fußball, kann es aber nicht lassen zu »interpretieren«, zu analysieren. Und dann noch die Analyse der Analyse zu analysieren... bis zur Unkenntlichkeit. Es gibt viele, die könnten, wie Dettmar Gramer, der »kleine Napoleon«, ein 300 Seiten dickes Buch über »Den Freistoß« oder »Die Ecke« zusammenbasteln. Das imponiert mir heute weniger als gestern. Fußball ist nämlich ein einfacher Sport mit simplen Spielregeln: 20 Feldspieler, zwei Torhüter, zwei Tore, ein Ball, ein Schiedsrichter. Der Ball soll ins gegnerische Tor geschossen werden. Das war's. Die »Abseits«-Regeln sind ein Kapitel für sich. Zugegeben. Aber Haarspaltereien finde ich ermüdend.

Nochmal Mexiko: Nach dem Abendessen schlich ich durch den Hintereingang. Besuchte Rüdiger oder ging in mein Zimmer. Nicht ein einziges Mal war ich am Swimmingpool, wo die anderen mei-

stens lagerten. Keine Lust. Von Intrigen wollte ich lieber nichts hören. Womöglich noch in eine verwickelt werden durch ein unbedachtes, voreiliges Wort. Ich kenne doch mein Mundwerk. Lieber wollte ich in meinem Zimmer lesen oder Handeln stemmen.

Man hat schon erlebt, daß Schauspieler sich lächerlich machen, wenn sie meinen, selbstgestrickte Texte rezitieren zu müssen. Welches Risiko geht ein Fußballer ein, wenn er nicht zum Ball, sondern zum Kugelschreiber greift? Feig sein gilt nicht – und auch von Gedanken an schlimme Verisse will ich mich nicht lahmen lassen. Also, zur Sache: Die Macht der Presse ist ein unübersehbarer Faktor in der allgemeinen Sportlandschaft. Meinungsvielfalt, Pluralismus, das Schielen nach der Auflage – das alles gehört zur Wirklichkeit. Da können wir Fußballer gelegentlich zum machtlosen Freiwild werden, zur Zielscheibe für launische Schreiberlinge. Und oft leeren die ihren Mist dann gleich kübelweise über uns aus, nehmen unsere mehr oder weniger guten Leistungen zum Anlaß, ihre rhetorischen Talente mehr oder wenig unter Beweis zu stellen. Die Dummen sind wir. Immer. Die Macht und der Einfluß der Presse sind gewaltig – das hat etwas Beängstigendes. Kaum zu fassen, aber wahr: Wenn die Presse es darauf anlegt, kann sie einen Spieler in die Nationalmannschaft hineinbugsieren; sie kann ihn aber

genausogut herauskatapultieren. Vor der EM 1980 in Rom habe ich davon profitiert. Verdienster- oder unverdienterweise wurde ich durch Presseberichte Jupp Derwall fast aufgezwungen. Im September 86 lernte ich dann die Kehrseite der Medaille kennen. Viele Journalisten behaupteten, ich sei »am Ende«; also hatte ich »am Ende« zu sein. »Schumacher in der Krise«, »Chance für Immel«... Es fällt mir nicht gerade leicht, solche Sätze zu lesen. So geht es übrigens auch dem Nationaltrainer. Zur gleichen Zeit beschlossen die Schreibmaschinentäter, aus Ludwig Kögl von Bayern München einen Star zu machen; ihn als populärsten und begabtesten Spieler in die Nationalmannschaft hineinzubringen. Aha! Ein ähnliches Theater war vor der WM um den Abwehrspieler Wolfgang Funkel von Uerdingen gelaufen. Nach Frank Neubarth aus Bremen krähte dagegen kein Hahn. Warum nicht? Voller, Littbarski und Rummenigge waren verletzt; das war *die* Gelegenheit, neue Spieler zu testen. Mit drei angeschlagenen Stürmern war unser Team vorne schwach – aber niemand schlug Frank Neubarth für Mexiko vor. Es war, als liefe eine Art (unfreiwillige?) Desinformationskampagne. Und der Bremer hatte eben keine Lobby. Hinten in der Abwehr dagegen hatten wir nur ausgezeichnete Spieler. Man konnte jedoch überall lesen, wie gut noch Funkel spiele. Er ist auch

gut. Und er hat eine Lobby – der feine, kleine Unterschied zu Neubarth.

Ein anderes Beispiel. Diesmal dafür, wie belastend es sein kann, wenn man mit – durch die Presse – hochgeschraubten Erwartungen fertig werden muß. Bernd Schuster, ein großes Talent, ließ sich nicht dazu bewegen, in die Nationalmannschaft zurückzukehren. Aus Angst vor den Zeitungen: »...und wenn ich einen schlechten Start habe? Wenn mir was daneben geht?« meinte er völlig verunsichert. »Dann schickt mich doch die Presse, die mich heute hochjubelt, schon morgen in die Wüste!« Ihm war es zu riskant, in Mexiko fertiggemacht zu werden. Ich fand sein Verhalten egoistisch. Aber ich weiß ja, wer großen Einfluß auf ihn hat. Seine Frau Gabi wollte Ruhe für die Familie, bloß keinen WM-Rummel, keine Hektik. Sie wollte Urlaub. Wenn Zeitungen wie *Bild* oder der Kölner *Express* ihre Artikel immer wieder mit Fragen eröffnen: »Wieso nicht Spieler X aus Y«? oder »Z hat seine Chance verdient, müßte endlich in die Nationalmannschaft eingeladen werden!«, dann kann auf Dauer kein Trainer diesen Schlagzeilen widerstehen. Modeerscheinung? Verschwörung? Vermutlich beides.

Fußballspieler brauchen ihre Lobby, sie brauchen Freunde aus Journalistenkreisen. Ohne sie steht man einsam auf verlorenem Posten. Kein Mensch wird schreiben, daß du genial warst, wenn du mies gespielt hast. Aber schweigend »vergessen«

werden ist in solchen Fällen schon barmherzig. Kölner Journalisten werden immer wieder versuchen, der Nationalmannschaft Kölner Spieler schmackhaft zu machen. Das ist Lokalpatriotismus. Die Münchener machen es ebenso; und die mächtige Hamburger Presse auch. Wie viele Beleidigungen hat Uli Stein schon gegefert, bevor er von *Stern* und *Spiegel* gerüffelt wurde?

Mir scheint es manchmal, als kommen alle unangenehmen Nachrichten aus Hamburg. Die *Welt am Sonntag* legt es systematisch darauf an, mich in die Pfanne zu hauen. Wenn unter irgendeinem Artikel dann noch ein ganz bestimmter einsilbiger Name steht, kann man sicher sein: Jetzt gibt's ein paar abwertende Bemerkungen über das Spiel, danach eimerweise Häme für Schumacher. Früher hat mich diese Abneigung getroffen, heute ist sie mir gleich-

Bild am Sonntag ist eine Gazette, die uns Spielern Noten gibt. Von 1 bis 6. Man scheint dort zu glauben, die Leser brauchen einen Oberlehrer, der durch Noten zu verstehen gibt, was das Publikum von dem einen oder anderen Spiel zu halten hat. Ich spiele ganz normal – und erhalte die Note 2. Danke. Mir unterläuft ein Fehler, und die »BamS« bestraft mich sofort mit einer 5 oder 6. Ach Gott – damit kann ich leben...

Die ätzendsten Giftdrüsen aber haben die ewigen »Ehemaligen«. Das ist kein Zufall: gestern Star oder Mit-Läufer, heute Besserwisser, Am perverstesten sind die »Urteile« von Trainer-Opa Max Merkel. Vor seinen Postillen in der sonst so gerechten *Bild* fürchten sich vor allem junge Spieler. Mit Worten kann man Selbstvertrauen und aufkeimendes Selbstbewußtsein schnell zunichte machen. Merkel war früher ein erfolgreicher, wenn auch sadistischer Trainer in Nürnberg und München. Nun schreibt er also. Es ist mir schleierhaft, warum Zeitungen arbeitslosen Trainern ganze Kolumnen zur Verfügung stellen, damit die in einer Zeitungsspalte ihre gesammelten Gehässigkeiten loswerden. Merkel ist ein alter Kämpfer. Über seine »Sternstunden« weiß er anrührend zu berichten. Von der heutigen Nationalmannschaft und der Bundesliga kennt er viel zu wenig – seine hoffnungslos veralteten Ratschläge braucht inzwischen wirklich keiner mehr. Am wenigsten Franz Beckenbauer. Merkel sollte uns doch ganz einfach in Ruhe lassen.

Das würde ich mir auch von Willi Schulz wünschen, einem Kolumnisten der *Welt am Sonntag*. Aus irgendeinem mysteriösen Grund sucht er stets einen Sündenbock, den er angreifen, in Frage stellen, beleidigen kann. Neben Felix Magath und Karlheinz Förster gehöre ich zu seinen Lieblingszielscheiben. Ein differenziertes Urteil bringt er nicht zustande. Dafür Hetzkampagnen. Voller

Zerstörungswut. Ich halte das schon fast für krankhaft. Da sieht man mal, wohin eine Profilneurose führen kann. Ein ehemaliger Fußballspieler, der trotz vieler Länderspiele nie ein wirklich Großer wurde, der gelegentlich die Knochen des Gegners mit dem Ball verwechselt hat. Das ist ihm anscheinend in Fleisch und Blut übergegangen. Noch heute soll es Platzwarte geben, deren einzige Beschäftigung darin besteht, jene Furchen im Rasen zu glätten, die Schulz mit seinen Stollen gescharrt hat.

Er tritt noch immer – verbal. War eben schon immer ein Foul-Experte.

Verschüchterten Jungspielern lege ich meinen Leitsatz ans Herz: »Was stört es die stolze Eiche, wenn ein Schwein sich an ihr reibt?« Jungs, spielt so perfekt wie möglich. Jagt die Bälle! Ignoriert doch die senilen Kammerjäger... Paul Breitner sollte allerdings nicht mit dem vorher erwähnten Ersatzschreiber in einem Atemzug genannt werden. Paul hockt zwar auch ein bißchen gottvatergleich auf der Tribüne, saust wie der Heilige Geist durch die Kabinen. Wenn er dann zur Feder greift, kommen meist nichtssagende, inhaltschwache Artikel heraus, hier und da von schulmeisterlichen Belehrungen durchbrochen. Ich habe ja Verständnis für das Bedürfnis, sich mitzuteilen, aber Paul sollte lieber in die Davidoff-No.-1-Kiste greifen, die ich ihm geschenkt habe. Eine Zigarre im Mund steht ihm besser als ein Füller in

der Hand. *Stern* und *Spiegel* sind kämpferische Zeitschriften – was ich im Grunde ja mag. Sie betrachten es als ihre vordringlichste Aufgabe, Mißstände aufzudecken und anzuprangern. Fast zwangsläufig sehen sie dabei aber die Wirklichkeit durch besonders scharf geschliffene Brillengläser: pessimistisch bis negativ. Ist ihr gutes Recht. Es lebe die Pressefreiheit! Aber anstelle dieser Fußballfrust-Riege von »Ehemaligen« (Schuster berichtete für den *Stern* von der WM 86) sollten sie doch lieber Journalisten schreiben lassen. Genau das wollen die Chefredakteure eben nicht. Ein Giftpfeilduell zwischen pensionierten und aktiven Fußballspielern ist ihnen lieber. Ein Spektakel ist gesichert, und Klagen wegen Verleumdung haben selten Erfolg, Müssen wir deswegen klein begeben?

Die Presseschelte nach Sevilla 1982 habe ich sicherlich verdient, wenn ich auch – ich wiederhole mich – Patrick Battiston nicht »foulen« wollte. In Frankreich war die Empörung damals auf dem Siedepunkt – auch wegen der Niederlage gegen uns. Ich kann es verstehen und nachvollziehen, daß ich für die Franzosen ein Ungeheuer wurde. Aber in meiner Heimat, für meine Landsleute? Rückkehr aus Spanien. Landung in Köln. Der Präsident des 1. FC erwartet den Vizeweltmeister mit Blumen, Wie konnte er einen »Verbrecher« wie mich so empfangen! Ein WDR-Journalist, das

Mikrofon in der Hand, griff empört ein. »Herr Weiland, wie können Sie nur einen Sportler, der so etwas Schlimmes getan hat, noch begrüßen?« Für die Journalisten war ich ein Aussätziger. Empfang im Rathaus, die Kameras auf mich gerichtet, immer wieder Blitzlichtgewitter. »Wieso ein Fest? Sie haben doch...« Ich gab keine Antwort, obwohl mir dauernd Mikrophone vor die Nase gehalten wurden. Schließlich war der Kölner Oberbürgermeister die WDR-Hetzjagd leid; er bat das WDR-Team, den Raum zu verlassen. Ich war groggy. Verstand, daß ich von der Presse nicht die geringste Chance erwarten konnte, egal, was ich in Zukunft auch unternehmen würde, um mein Bedauern auszudrücken. Ich war machtlos der Presse gegenüber, und ausgeliefert. Erpreßbar. Ein relativ bekannter Sportjournalist wollte um jeden Preis ein Exklusiv-Interview mit mir machen. Ich hatte ihm aber nichts zu sagen und wollte auch nicht provozieren oder vielleicht schon wieder mißverstanden werden. Und deshalb führte ich auch kein Gespräch mit ihm. Doch der geplante Artikel erschien dann schließlich trotzdem. Ist es ein Wunder, daß er ausgesprochen negativ ausfiel?

Mit Dieter Kürten, dem ZDF-Sportchef, hatte ich in Mexiko eine wichtige, klärende Aussprache. Monatelang hatte ich mich über einen »Sportstudio«-Journalisten und seine Art, mich zu »behan-

deln«, geärgert. An einem Samstagabend erlaubte sich ein Moderator hämisch-neidische Berichte über meine Leistungen und falsche Zahlen über mein Jahreseinkommen; mit ernstzunehmenden Quellenangaben – die »Quelle« war in diesem Fall eine »Illustrierte«. Darüber habe ich mich violettgeärgert. Wer spricht schon im Fernsehen vom Einkommen eines Ministers, eines Kardinals oder anderer Personen, die im Rampenlicht stehen? Warum über mich reden? Rüdiger Schmilz überlegte, ob wir gegen diesen Typen gerichtlich vorgehen sollten. Wir haben uns trotz aller Empörung dagegen entschieden, weil wir einen Anwalt dauerbeschäftigen müßten, wenn wir solche Unverschämtheiten konsequent verfolgen würden. Diesmal war ich es gründlich leid, von einem froschmäuligen Fernsehmoderator, den sowieso kein Mensch ernst nimmt, Privates über mein Leben zu erfahren. Den fetten Bauch hinter einem Schreibtisch eingeklemmt, dozierte er über Sport ins Mikrofon. Unglaublich. Die gertenschlanke Figur macht zwar noch nicht den guten Sportreporter aus – maßloses Fressen gehört eben auch zu unserer Freiheit -, aber ein bißchen weniger schwabbelndes Fett würde das Auge etwas mehr erfreuen.

Als Profi darf ich Professionalismus doch wohl auch von meinen journalistischen Gesprächspartnern erwarten. Humor und Ironie mir gegenüber – das kann ich gut ertragen. Systematische Miesma-

cherei aber bringt mich in Wallung. Es gibt Berichte, die sehen aus wie ihre Autoren. Einem besonders schlampigen Typ habe ich diese Meinung einmal eiskalt serviert. Aus christlicher Barmherzigkeit werde ich seinen Namen hier verschweigen. Vielleicht wäscht er sich mal endlich, wenn er das hier liest: »Du bist ein Schmierfink von A bis Z«, sagte ich ihm friedvoll. »Wie deine Artikel. Immer unsauber, schmierig. Wie deine Person. Acht Tage läufst du im gleichen T-Shirt rum, du stinkst nach Schweiß und nicht nur danach...«

Solche Typen reißen über uns das Maul auf und wollen uns abschießen. In einem ZDF-Studio erlebte ich, wie einer unserer patentierten »Richter« sein eigenes Handwerk doch recht dilettantisch anging. Er sollte zehn Sätze unauffällig von einem Spickzettel ablesen. Die hatte er anscheinend auswendig gelernt. Vor der Kamera verhaspelte er sich dann fünfmal... Aber uns kritisieren nach Lust und Laune! Das finde ich nicht besonders. Ganz offen erklärte ich Dieter Kürten, einem Vollprofi unter den Sportjournalisten: »Dieter, hör mal zu. Genau das ist der springende Punkt. Würde ich im Tor die gleiche Leistung bringen wie dein Esel mit seiner Stotterei, hätte man mich längst aus dem Tor gejagt und in die Wüste geschickt.« Er konnte mir nicht laut zustimmen. Weil er – wie Valerien, Huberty, Zimmermann und Faßbender – auch noch diskret ist. Ich kann

sehr wohl differenzieren; ich denke nicht einfach pauschal schlecht über die Presse, und ich verurteile sie auch nicht in Bausch und Bogen. Es gibt erfreulich gute Journalisten. Die wirklich guten Leute haben es nicht nötig, sich durch markige Sprüche über Fußball in den Vordergrund zu schieben. Die brauchen uns nicht zum Schnabelwetzen, so wie ein paar Aasgeier der Branche. Sie glänzen in der Sportwelt ganz einfach durch Kompetenz, Sachkenntnis und rhetorisches Geschick. Ob sie über Golf, Tennis oder Leichtathletik berichten – man glaubt ihnen jedes Wort. Kritisch sind sie, und wie. Aber nicht verletzend und nicht beleidigend. Sie sind in Ordnung. Wenn ich einen Ball verpasse, mein Maul zu weit aufreiß, einen Spieler foule... Kritik muß sein. Unbedingt. Gegen qualifizierte Kritik habe ich keinerlei Einwände. Wenn ich aber höre, daß so ein Plattkopf den Pierre Littbarski einen »Kreisklasse-Spieler« nennt, weil er einen Ball verpatzt hat, dann geht mir der Hut hoch. Allein aus diesen Gründen habe ich das »Sportstudio« lange Zeit gemieden. Lieber ging ich zu RTL-Plus. Ein bescheidenes kleines Studio, nicht größer als ein Wohnzimmer, und zehnmal weniger Leute als bei ARD und ZDF. Die Moderatoren waren locker, für einen Versprecher nahmen sie sich selbst auf die Schippe. Ihre Sendungen waren spannend und schön. Nicht zu vergleichen mit denen von Klein und Rauschenbach. Wenn die auf dem Bildschirm er-

scheinen, macht sie das so froh, daß sie erst eine zehnminütige Ansprache halten, bevor sie dem ersten zweiminütigen Filmbericht Platz machen. Als Zuschauer will ich was sehen, sonst kann ich doch gleich Radio hören. Ich will »action« sehen, Zeitlupenaufnahmen, peppige Interviews und Kontroversen. Spieler und Journalisten Auge in Auge, fair und direkt. So würde ich mir das wünschen. Sendungen, in denen man einen Sportler in seiner Abwesenheit runterputzt, finde ich ekelhaft. Über diese Prinzipien haben Dieter Kürten, Rüdiger Schmitz und ich im »La Mansión Galinda« ausführlich gesprochen. Wir haben uns versöhnt. Die Verstimmung ist geklärt. Das heißt nicht, daß Kürten mir jetzt bei jeder Gelegenheit um den Hals fallen wird, oder umgekehrt ich ihm. »Konstruktives Mißtrauen« – das ist die beste Voraussetzung für einen fairen Dialog zwischen Presse und Sportlern.

Frührentner-Perspektiven

Schreiben ist Selbsterkenntnis, sagt man. Kenne ich mich jetzt besser als zuvor? Aber wozu schon wieder das Maul aufreißen? Was bringt das? Viel Kritik, da bin ich sicher. Ich wollte jedenfalls grundehrlich und offen meine Ansichten äußern. Und mit diesem Buch vielleicht auch ein bißchen die Isolation des Torwarts überwinden, dieses seltsamen elften Spielers in seinem Käfig.

So, wie die Fußball-Lage ist, werde ich ein Frührentner sein. Viel früher als alle normalen Menschen. Mit 35. Wie finde ich eine neue Lebensaufgabe, wenn ich für meine erste zu früh zu alt geworden bin?

»Vorgezogene Midlife-crisis«, behaupten ein paar kluge Psychologen. Es ist schon eine komische Situation: Nichts ist unmöglich, aber langst nicht mehr alles ist möglich.

Fußball ist doch eigentlich nur die Verlängerung unserer Schulhofspiele. Wir Fußballer ermöglichen den Zuschauern jedes Wochenende eine Rückkehr indie Kindheit. Mit dem Risiko, daß wir selber große Kinder bleiben.

Ich bin gut versorgt, gut verheiratet, erfolgreich und bestens beraten. Und ich kriege trotzdem einen Heidenbammel, wenn ich – ganz nüchtern betrachtet – feststelle, daß ich außer »Bällefan-

gen« nichts wirklich gut beherrsche. Was weiß ich schon von Computertechnik, von Literatur, von klassischer Musik oder Theater? Rein instinktiv, rein nach Gefühl, verstehe ich allerlei. Nur *weiß* ich leider sehr viel weniger... Natürlich könnte ich jederzeit aussteigen. Den Kram hinschmeißen. Mir mein Geld auszahlen lassen. Aber allein die Idee deprimiert mich schon. Heute: Leistungsdruck, das Publikum zufriedenstellen. Streß bis hin zur Selbstzerstörung. Morgen: Friedhofsruhe, Langeweile, Karnickel züchten? Angst vor der Leere.

Andere haben dieses Frührentnerdasein vor mir überwunden. Ich habe ja Marlies – also schaff ich das auch. Ein bißchen Schiß bleibt. Wie ist das, wenn man nicht mehr »ganz oben« ist? Stimmt das, was Arnold Schwarzenegger, der Muskelprotz aus Österreich, der Amerika erobert hat, behauptet: »Wenn du oben bist, kannst du auf die Leute scheißen. Wenn du's nicht mehr bist, werden sie auf dich treten, dich bestrafen, dich vernichten. Keine Körperverletzung ist so schrecklich wie die Demütigung, die selbst große Stars durch den Wechsel von oben nach unten erlitten haben. Kein Wunder, daß sich so viele in Alkohol und Drogen flüchten.«

Popularität, das ist eine sehr zweischneidige Geschichte. Bleibt der Erfolg aus, ist sie nur noch als Belastung da.

Eines Tages traf ich Lew Jaschin in Moskau; er wollte mich sehen. »Sie sind ein guter Mann«, sagte er mir. »Ihnen ist der Ehrenplatz unter den Großen schon sicher, gleich neben Sepp Maier. Ich freue mich.« Das Gespräch mit der Sportskane der Vergangenheit war ein echtes Erlebnis. Jaschin, der »Jahrhunderttorwart«, ist inzwischen ein Rentner von 60 Jahren. Inzwischen wurde ihm ein Bein amputiert, Er bewegte sich nur mühsam – wie ein ausgebrannter Formel-1-Wagen ohne Motor –, und er tat mir unsäglich leid. Und mir war auch ein bißchen bang: Es ist alles sehr vergänglich, schoß es mir durch den Kopf. Auch Jaschin, der Größte. Und ich? Ich werde also nie in die Reihen meiner Freunde aus der Südkurve zurückkehren; zu Hause bin ich inzwischen anderswo, aber wo genau? Was weiß ich schon von den Ansichten der ehrbaren Herren auf der Ehrentribüne? Nicht viel, aber es interessiert mich auch nicht übermäßig. Diese Welt ist mir zu kalt.

Eines ist sicher: Mein Wissensdurst ist gewaltig. Es gibt so viele Filme und Bücher, die ich noch nicht gesehen, noch nicht gelesen habe. Wer weiß, wie viele Welten es noch zu erobern, gibt. Vielleicht fange ich an, Fremdsprachen zu lernen; ganz sicher werde ich mich mit den Geheimnissen des Geschäftslebens vertraut machen. Vielleicht werde ich eines Tages Präsident des 1. FC Köln – nicht der Ehren und der Lorbeeren wegen. Aber wegen der Bedeutung dieser Funktion – um neue

Impulse zu geben. Von oben ist es manchmal leichter, Revolutionen auszulösen. Aber das nächste und naheliegendste Ziel: Als Kapitän der Nationalmannschaft will ich mit unserem Team die Europameisterschaft 1988 gewinnen. Und die nächste Weltmeisterschaft 1990. Das ist ein weiter Weg – also packen wir's an. Jaschin, der große Torwart, hat noch mit 40 für die Sowjetunion gespielt. Morgen ist wieder ein neuer Tag. Dann werden wir sehen, wie es weitergeht. Traum oder Wirklichkeit, das war für mich noch nie ein Problem.